

Seite 5  
Gernsheim  
erklingend

Seite 14  
Barfüßer  
polemisierend

Seite 18  
Jacob  
auslegend

Seite 16  
Reisen  
lesend

Seite 22  
Rabbiner  
belebend

Beiträge zur  
deutsch-jüdischen  
Geschichte aus dem  
Salomon Ludwig  
Steinheim-Institut

6. Jahrgang 2003  
Heft 4

# KALONYMOS

## Ein legendärer Sänger

Amnon von Mainz

Lucia Raspe

Die mittelalterliche Legende führt die Dichtung *Unetanne toqef* auf einen historisch nicht nachweisbaren Rabbi Amnon von Mainz zurück, der – reich, von guter Familie und überdies schön anzusehen – in engem Kontakt zum Hof des Bischofs von Mainz gestanden habe. Tag für Tag habe ihn der Bischof bedrängt, er möge sich doch taufen lassen, bis Amnon eines Tages erwidert, er wolle es sich überlegen und in drei Tagen Antwort geben. Um sie loszuwerden, versichert der Erzähler, habe Amnon das gesagt, doch kaum hat er den Bischof verlassen, da reut es ihn, können ihm doch seine Worte als Zweifel ausgelegt werden – als gäbe es hier überhaupt etwas zu überlegen. Untröstlich kehrt Amnon in sein Haus zurück. Als die drei Tage um sind, weigert er sich, vor dem Bischof zu erscheinen. Dieser lässt ihn mit Gewalt vorführen, und Amnon erklärt, er wolle sein Urteil selbst fällen: Man möge ihm die Zunge abschneiden, die solches gesprochen habe. Nein, sagt der Bischof, die Zunge habe gut gesprochen, jedoch die Beine werde er ihm abschneiden lassen, weil sie nicht gekommen seien, und auch den übrigen Körper peinigen. Stück für Stück werden nun seine Finger und seine Zehen abgehauen, doch Amnon bleibt standhaft. Schließlich wird er mitsamt seinen Körperteilen auf einen Schild gelegt und nach Hause geschickt. Einige Zeit später kommt das Neujahrsfest Rosch Haschana, und Amnon lässt sich mit seinen – inzwischen eingesalzenen – Fingergliedern in die Synagoge bringen und neben dem Vorbeter niederlegen. Als dieser im Mussafgebet bei der *qeduscha* angekommen ist, unterbricht ihn Amnon: Er selbst wolle den Namen Gottes heiligen und rezitiert dann mit lauter Stimme den *píjjut* „Lasst uns die Heiligkeit des Tages...“. Als er sein Gebet beendet hat, entschwindet Amnon vor aller Augen, denn, so der Text. „Gott hatte ihn zu sich genommen“. Drei

Tage später aber erscheint Amnon in der Nacht dem Rabbi Kalonymos b. Meschullam b. Kalonymos b. Mosche b. Kalonymos, lehrt ihn eben diesen *píjjut* und trägt ihm auf, ihn zu seinem Andenken in der ganzen Diaspora zu verbreiten – was dieser auch tut.

Die Legende von Amnon von Mainz gehört zu den bekanntesten Erzählungen des mittelalterlichen Aschkenas – unter anderem deshalb, weil ihr die Anknüpfung an *Unetanne Toqef*, eines der dramatisch eindrucksvollsten Stücke aus der Liturgie des Mussafgebets zu Rosch haschana und Jom Kippur, bis heute einen festen Platz in den Fußnoten der Gebetbücher nach den verschiedenen aschkenasischen sowie dem italienischen Ritus gesichert hat. Unsere Nacherzählung folgt der Fassung des halachischen Kompendiums *Sefer Or Sarua'* aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, auf das die Erzählung gemeinhin zurückgeführt wird. Dessen Verfasser Jizchaq b. Mosche von Wien fügt sie am Ende der Vorschriften für das Neujahrsfest ein und be ruft sich dabei auf eine eigenhändige Notiz des Ephraim b. Ja'aqov von Bonn; wenn diese Zuschreibung zutrifft, so reicht die Nachricht in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zurück.

Eine originäre Schöpfung des mittelalterlichen Aschkenas ist die Erzählung ihrem Stoff nach allerdings ebensowenig wie der *píjjut*, dessen angebliche Entstehung – in Anlass und Umständen kaum dramatischer zu denken – sie schildert. Schon die Familienchronik *Megillat Achima'az* des Achima'az b. Paltiel, niedergeschrieben Mitte des 11. Jahrhunderts in Apulien, erzählt von einem gewissen Tofilo (oder Theofilos), der als Ehebrecher durch den dortigen jüdischen Gerichtshof zum Tode verurteilt worden ist und soeben hingerichtet werden soll, als der



„Fürst der Stadt“ als Repräsentant der christlich-byzantinischen Obrigkeit des Weges kommt und anbietet, ihn zu begnadigen, wenn er sich taufen lasse. Tofilo nickt und ist gerettet; als sich jedoch auf spätere Nachforschung herausstellt, dass er insgeheim als Jude weiterlebt, lässt ihm der getäuschte Regent Hände und Füße abschlagen und ihn ins Gefängnis werfen, wo Tofilo am Abend nach Jom Kippur auf ähnlich mysteriöse Weise verschwindet wie Amnon an Rosch haschana.

So bietet die Geschichte von Tofilo eine mit der Amnonlegende in wesentlichen Punkten identische Erzählung: Der Herrscher, der sich im Glauben, jemand habe ihm zugesagt, sich taufen zu lassen, getäuscht sieht, die grausame Strafe der Verstümmelung, das Verschwinden des Gefolterten am Tag des göttlichen Gerichts als sichtbares Zeichen der Vergeltung. *Megillat Achima'az* war dem mittelalterlichen Aschkenas wahrscheinlich nicht bekannt, doch deuten Parallelen zwischen den dort festgehaltenen und den später im Rheinland belegten Erzählstoffen darauf hin, dass die aschkenasischen Juden auch auf dem Gebiet mündlicher Erzähltradition Materialien italienischer Herkunft rezipiert. Zwar steht die Erzählung über Tofilos Buße und die Vergeltung seiner Schuld im Rahmen der Familienchronik in einem ganz anderen Zusammenhang, doch ist ihre Integration in diesen Kontext keineswegs vollständig durchgeführt. Achima'az erwähnt den Tofilo zuerst ganz knapp als eines von vier Beispielen für die Ausübung biblischer Kapitalgerichtsbarkeit durch einen in Oria neu eingerichteten rabbinischen Gerichtshof, dessen Historizität man mit guten Gründen bezweifelt hat; erst ein späterer Nachtrag schildert sein Schicksal ausführlich. Dort erzählt Achima'az nun aber nicht etwa die Vorgeschichte von Tofilos Ehebruch, was sich angeboten hätte, sondern im Gegenteil eine ganz selbständige Erzählung, die lediglich durch die Hinrichtungsszene als Auslöser von Tofilos Konversionsabsicht an die Rahmenhandlung anknüpft. Ähnlich steht in der Amnonlegende die Schilderung der Konfrontation des jüdischen Gelehrten mit dem christlichen Machthaber in keinem zwingenden Zusammenhang mit dem anschließenden Bericht von Entstehung und Institutionalisierung des *pijjut*; die Verbindung zwischen beiden Teilen – „einige Zeit später kam Rosch haschana“ – ist nicht eben organisch. Es ist also durchaus

denkbar, dass eine mündlich überlieferte Erzählung von der Rücknahme eines zugesagten Übertritts, die die grausame Bestrafung durch den christlichen Herrscher, gleichzeitig aber die Vergeltung Gottes zur Folge hat, im Zuge ihrer Niederschrift hier wie dort in einen je eigenen Kontext eingefügt worden ist.

Wer war der Erzähler, dem wir die Niederschrift der Amnonlegende verdanken, und was war sein Anliegen? Einiges spricht dafür, dass die Erzählung in der Fassung des *Or Sarua'* tatsächlich auf Ephraim von Bonn zurückgeht; neuere Untersuchungen der handschriftlichen Überlieferung lassen vermuten, dass sie den Weg in die Schriftlichkeit zuerst im Rahmen seines bis heute unedierten *Pijjut*-kommentars gefunden hat. Es ist die Frage nach Herkunft, Autorschaft und Anlass des *pijjut*, die die Erzählung in diesem Kontext beantworten soll. Aus dem Gewaltakt der Einpassung einer älteren Erzählung in einen neuen Zusammenhang lassen sich einige ihrer Ungereimtheiten erklären. Denn warum muss Amnon, nachdem der Bischof angekündigt hat, ihm die Füße abzuschneiden, die nicht zu ihm gekommen seien, auch seine Hände einbüßen und sie zu alledem noch eingesalzen mit sich in die Synagoge tragen lassen? Man hat versucht, dieses bizarre Detail als Reflex christlicher Reliquienverehrung zu deuten. So wenig eine solche – unbewusste – Anlehnung an charakteristische Eigenheiten der Mehrheitskultur grundsätzlich auszuschließen ist, so unnötig scheint diese Annahme hier. Wäre sie zutreffend, so müsste nicht zuletzt die Erzählung mit der Versicherung enden, dass sich Ammons Überreste bis auf den heutigen Tag im Besitz der Mainzer Gemeinde befinden – in Anbetracht der auf biblischen Vorgaben beruhenden Halacha, die jeden Totenkult als Nekromantie verurteilt und durch das Konzept der mit dem Tod verbundenen Unreinheit unmöglich zu machen sucht, ein einigermaßen grotesker Gedanke. Tendenzen in die Richtung handfester Vergegenwärtigung hat die Erzählung in Mainz tatsächlich entwickelt, wie dies häufig zu beobachten ist, doch war es, da Ammons Entschwinden der Gemeinde eben gerade weder Grab noch Schrein hinterlassen hatte, viel prosaischer: Sein Haus, das Ortskundige noch im 18. Jahrhundert und später zu zeigen wussten! Wollen wir dagegen in Bezug auf Amnon von Mainz von Reliquien sprechen, so verweist uns die Erzählung

selbst wiederum auf den von ihm hinterlassenen *pijjut*.

Die Verbindung zwischen Ammons grausamem Schicksal und der liturgischen Dichtung ist zweifellos bemüht; entsprechend bemüht zeigt sich der Text, eine solche Verbindung herzustellen. Wenn Ammon seine abgeschlagenen Hände in die Synagoge mitbringt, so liegt der Grund schlicht darin, dass dies dem Erzähler die Möglichkeit gibt, eine Zeile des *pijjut* auf Ammons Schicksal hin zu interpretieren. Dort ist – in gut rabbinischer Tradition – vom *sefer hazikhronot*, dem Buch des Gedenkens die Rede, das am Tag des göttlichen Gerichts verlesen werden wird: *wechotam jad kol adam bo* ‚und der Abdruck der Hand jedes Menschen ist darin‘. Buchstäblich an ihren Händen also wird Gott sie erkennen; Ammon aber hat in der Synagoge seine abgeschlagenen Hände dabei, damit sie für ihn Zeugnis bei Gott ablegen. Deshalb, so der Kommentator, habe er den Vers so formuliert.

Für die Verwendung mündlich überlieferter Sagen oder Legenden zur Erklärung der Entstehung oder Institutionalisierung von liturgischen Texten bietet das Corpus der mittelalterlichen jüdischen Volkserzählung eine Reihe von Beispielen. Es ist kaum Zufall, dass es sich dort, wo mittelalterliche Gelehrte als Helden mehr oder minder hagiographischer Erzählungen in Erscheinung treten, häufig um Dichter, *pajtanim*, handelt – so schon bei den Vorfahren des Achima'az, so in der hebräischen und jiddischen Überlieferung des mittelalterlichen Aschkenas etwa mit dem Wormser Vorbeter Meir b. Jizchaq *schliach zibbur* oder dem großen Mainzer Dichter Schim'on b. Jizchaq. Innerhalb der einzelnen Erzählungen, wie sie uns heute vorliegen, mag der Hinweis auf eine bestimmte Dichtung, die anlässlich des dargestellten Geschehens verfasst worden sei, oftmals lediglich als abschließender Beleg für den Wahrheitsgehalt des Erzählten fungieren. Wenn auch der Erzählstoff selbst – gerade das zeigt ja die Legende von Ammon von Mainz – mit der jeweiligen Dichtung kaum jemals tatsächlich in ursächlichem Zusammenhang stehen wird, so ist die Bedeutung dieser wiederkehrenden Hinweise auf einen solchen Zusammenhang für die Erforschung der Entstehung einer autochthonen aschkenasischen Erzählprosa dennoch kaum zu unterschätzen. Hatte die christliche Heiligenlegende ih-

ren Sitz im Leben in der jährlich wiederkehrenden Lesung am Todestag des Helden, so lässt sich ähnlich für die jüdischen Legenden sagen, dass ihnen die Anknüpfung an einen bestimmten *pijjut* eine gewisse Stabilität der Überlieferung im Jahresfestkreis sicherte – sei dies am Rande des Gottesdienstes in der Synagoge, sei dies beim Tischgespräch während der festlichen Mahlzeit. Was an Erzählungen über die Helden der aschkenasischen Frühzeit insgesamt in mündlichem Umlauf gewesen sein mag, lässt sich heute kaum noch erahnen. Um sie zu verschriftlichen, bedurfte es eines guten, eines religiös legitimierbaren Grundes. Der sprachlich anspruchsvolle Stil des aschkenasischen *pijjut* machte schon früh eine ihn kommentierende Literatur erforderlich; vieles deutet darauf hin, dass gerade das Genre des Pijjutkommentare zu den Kontexten gehörte, innerhalb derer sich zuerst die Möglichkeit bot, indigenes Erzählgut niederzuschreiben und so sein Überleben sicherzustellen. Wie man die Glasfenster der mittelalterlichen Kirchen mit ihren Bildzyklen als die Bibel des einfachen Mannes bezeichnet hat, so könnte man den *machzor* mit seinen narrativen Fußnoten das Geschichtsbuch des erzählenden Aschkenas nennen. Bei Ammon von Mainz hat sich diese liturgiekomentierende Funktion der Erzählung bis in die Gebetbücher und die Feiertagsfeuilletons der Gegenwart erhalten. Gleichzeitig ist wohl kein anderes Beispiel narrativer Kurzprosa über einen aschkenasischen Helden in dieser Vielfalt mittelalterlicher Überlieferungskontexte bezeugt – ausgehend vom Pijjutkommentar über halachische Werke und historische Anthologien bis in private Notizbücher. Und schließlich ist dies die erste zeitgenössische Erzählung über eine als historisch aufgefasste Gestalt des mittelalterlichen Aschkenas, die – allem Anschein nach noch vor 1300 – ihren Weg in die hebräischen Erzählsammlungen macht.

Und Kalonymos, Ammons Vertrauter, der dessen Dichtung weisungsgemäß in der gesamten Diaspora verbreitet? Den Leserkreis des „Kalonymos“ werden die Angehörigen der namengebenden Familie besonders interessieren. Die Genealogie dieses Kalonymos b. Meschullam über fünf Generationen hin, mit der die Fassung der Ammonlegende im *Or Zarua'* schließt, lässt sich zur Not mit anderen Belegen über die ersten Siedler dieses Namens in Mainz in Übereinstimmung bringen: sie ist daher häufig

zur Klärung der verwickelten Familienverhältnisse der Kalonymiden herangezogen worden. Umgekehrt hat die Erwähnung eines – im Gegensatz zu Amnon selbst – so konkreten Kalonymos nicht selten als Anknüpfungspunkt für Versuche dienen müssen, der Erzählung gegen alle legendarischen Züge historische Fakten abzugewinnen. Und schließlich hat man Ammons nächtliches Erscheinen drei Tage nach seinem Verschwinden noch einmal mit christlichen Vorbildern in Verbindung gebracht: Amnon sei geradezu als Christusfigur stilisiert, seine Bitte an Kalonymos, den *pijjut* zu verbreiten, entspreche dem Auftrag Jesu an die Jünger, die frohe Botschaft zu verkünden, erteilt am dritten Tage nach seinem Tod. Nun zählt die Dreitagesfrist, wie die Dreizahl überhaupt, selbstverständlich zu den beliebtesten Versatzstücken aus dem reichen Fundus der Volkserzählung, und nächtliche Erscheinungen der postumen Art sind auch in jüdischen Erzählungen keineswegs eine Seltenheit. Gerade für die angebliche Übermittlung neuer *pijjutim* durch Traumgesichte finden sich einige Parallelen insbesondere in den Schriften der *chasside Aschkenas*, der ‚Frommen Deutschlands‘ des 12. und 13. Jahrhunderts. So hat man nicht ohne Grund gerade aus diesem Motiv auf die Nähe Ephraims zu deren Geisteswelt schließen wollen. Notwendig scheint auch dies nicht. In den ältesten Textzeugen ist dieser abschließende Teil der Am-

nonerzählung überhaupt nicht nachzuweisen. Kaum anzunehmen, dass er von Ephraim stammt, ja es ist nicht einmal sicher, dass Jizchaq *Or Sarua'* ihn kannte. Wenn er seit Ende des 13. Jahrhunderts in der handschriftlichen Überlieferung erscheint, so gibt dies immerhin einen Hinweis, woher hier der Wind weht: Gerade die Version, die die Genealogie über fünf Generationen fortsetzt, lässt kaum einen anderen Schluss zu, als dass dieses zusätzliche Stück aus einem kalonymidisch geführten Lehrhaus stammen muss, in dem man die eigene Familie mit der Erzählung schmücken und ehren wollte. Dies fügt sich in eine Reihe anderer Texte, gleichfalls narrativer Einsprengsel innerhalb der Kommentarliteratur, in denen die Besonderheiten der aschkenasischen Liturgie auf Neuerungen der ersten kalonymidischen Siedler im Rheinland zurückgeführt werden. So gehen in der Legende von Amnon von Mainz, wie wir sie heute im *Or Sarua'* haben, Martyrologie, Pijjutkommentar und Familienstolz eine Verbindung ein, die im Ergebnis bis heute fasziniert.

*Lucia Raspe, Studium der Judaistik und Nordamerikastudien an der FU Berlin, wiss. Mitarbeiterin des Seminars für Judaistik der J.W. von Goethe-Universität Frankfurt a.M., an der sie soeben mit „Untersuchungen zur jüdischen Hagiographie im mittelalterlichen Aschkenas“ zum Dr. phil. promoviert wurde.*

## Nach rückwärts und vorwärts Freiheit bewahren

Der Komponist Friedrich Gernsheim

Michael Brocke

In den siebziger Jahren seines Lebens stehend kam Friedrich Gernsheim 1912 noch einmal in seine Vaterstadt Worms, um zum Jubiläum von „Musikgesellschaft und Liedertafel“ Beethovens „Missa solennis“ zu dirigieren und eine eigene Tondichtung, „Zu einem Drama“, op. 82, aufzuführen. In Begleitung des Lehrers der jüdischen Gemeinde, der es erzählt hat, suchte Gernsheim mit seiner Tochter die Orte der Kindheit auf: Hier „haben meine Eltern gewohnt. Früher stand hier, so hat es mein

Großvater erzählt, ein kleines, einstöckiges Gebäude, das eine Tafel trug mit der Aufschrift ‚Judengefängnis‘. Dort wurden die Juden gefangengesetzt, die sich dem Leibzoll, dem sog. Judenzoll zu entziehen suchten. Als nun 1793 die Revolutionsarmee auf ihrem Siegeszug durch die Rheinlande das alte Worms besetzte, wurden die sog. Menschenrechte, ‚les droits de l’homme‘, angeschlagen und öffentlich verkündet. Nach ihnen gab es weder Christen noch Juden, sondern nur Bürger, die nach der De-

Carl Holl: Friedrich Gernsheim. Eben, Erscheinung und Werk. Leipzig 1928. (Mit einem Werkverzeichnis). Alle Zitate, wenn nicht anders angegeben, sind entnommen diesem seltenen n der NS-Zeit eingezogenen?) „Erinnerungsbuch“ eines einst bekannten Musikschriftstellers („Verdi“, 1939 u. ö.). Die einzige Aufnahme der vier Sinfonien: S. Köhler leitet die taatsphilharmonie Rheinlandfalz: arte nova 74321 63 63 5-2 (2 CD)

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ eine einzige Gemeinde bildeten. Kaum waren diese Menschenrechte proklamiert, als mein Großvater auf einer Leiter zur Tafel und der Inschrift ‚Judengefängnis‘ hinaufstieg und sie mit einem Beil zertrümmerte.“

In dieser Erzählung des Großvaters, einer Geschichte, wie sie rheinauf rheinab, mannigfach variiert, von der Schleifung der Gatter der Ghettos und der Abschaffung des entehrenden Leibzolls weitergegeben wurde, findet sich eine grundlegende Komponente von Leben und Werk Friedrich Gernsheims:

Das lebendige Bewusstsein der revolutionären Wandlung jüdischer Lebensbedingungen zum Besseren nur 40 Jahre, kaum zwei Generationen vor seiner Geburt im Vormärz (17. Juli 1839).

Zwar wurde jener Aufbruch zur brüderlichen Freiheit und in die bürgerliche Gleichberechtigung bald aufgehalten, wurde hier nicht gesetzlich, dort

nicht in der Praxis befriedigend verwirklicht. Die Feldzüge Napoléons, das „décret infâme“ und die Befreiungskriege taten das ihre. Der Aufbruch von 1793 selbst aber lebte im Bewusstsein der linksrheinischen Juden und war nicht mehr rückgängig zu machen. Und immerhin verschaffte er ihnen gut zwei Jahrzehnte Vorsprung gegenüber den zaghaften Anfängen der Emanzipation in Preußen ab 1812 – wichtige Jahre für die Kräftigung einer frohgemuten Vaterlandsliebe als dessen freie Bürger. Sie werden alles aufwenden, um die endlich gewährte, so mühselig errungene Freiheit dankbar zu legitimieren, indem sie sich ihrer tatkräftig würdig zeigen.

Diese Dankbarkeit zeigt sich auch an einer größeren Treue zu ihrem angestammten Judentum – im Rheinland konvertieren damals weit weniger Juden zum Christentum als in Ostpreußen, Schlesien oder Berlin. So scheint auch Friedrich Gernsheim sein ererbtes Judentum nicht als Bürde und Belastung getragen zu haben.

Die alte Stadt Worms, seit dem 10. Jh. Sitz einer jüdischen Gemeinde, wies um 1870 noch einen recht hohen jüdischen Bevölkerungsanteil auf, mit ca. 4% ihrer Einwohner; doch, wie überall in Deutschland, von stark abnehmender Tendenz gemessen an der Gesamtbevölkerungszahl. Auch in den Rheinlanden, und so auch in Worms, zeigt sich eine höhere Lebenserwartung als bei den Christen; eine geringere Kindersterblichkeit, aber auch eine niedrigere Kinderzahl.

Friedrich Gernsheims Eltern könnten gut als Beispiel dessen dienen. Die Mutter Josephine, geb. Kaula, war 1805 geboren; der Vater, Dr. med. Abraham Gernsheim, mir unbekanntes Geburtsdatums, verstarb 1871, 17 Jahre vor seiner Frau. Friedrich, ihr spätes und einziges Kind, wurde 1839 geboren. Die Mutter eine kunstsinnige Hausfrau und Pianistin, der Vater Arzt. Auch dies mutet durchaus typisch an – war doch noch fast das gesamte 18. Jh. hindurch der Arztberuf die einzige akademische Laufbahn, die Juden zugänglich war. So scheinen im Worms des mittleren 19. Jh. mehrere jüdische Ärzte gewirkt zu haben – eine selbstverständliche Tradition in einer an alten Traditionen reichen jüdischen Gemeinde.



...ein Blick auf das von G. Osterwald gezeichnete und in Bonn lithographierte Bild zeigt, dass hier die Gefahr der künstlich herbeigeführten Überreife im Verzug war.“ (Holl)

Die Mutter Josephine entstammte einem württembergischen Hofjuden- und Bankiersgeschlecht, den Kaulla in Stuttgart, sie selbst aus dessen jüngerem Augsburgener Zweig. Josephine Gernsheim als sehr gute Pianistin, der Vater dilettierend als Flötist, – Hausmusik in der Arztfamilie, eine fruchtbare Konstellation für die frühe Entdeckung und Förderung der musischen Gaben des Kindes, das übrigens den Vornamen des Lieblingsdichters von Dr. Abraham Gernsheim erhielt.

Bei seinem letzten Besuch in Worms suchte Friedrich Gernsheim auch die erstmals 1034 erbaute Synagoge auf und zeigt der Tochter: „Hier hat mein Vater gestanden, hier war meine Bar Mitzwa“, damit die zweite tiefwurzelnde Komponente des Lebens Gernsheims, wenn auch sein Schaffen nur indirekt und kaum fassbar berührend: Das Kraftfeld der stolzen *kehilla kedoscha Wormeisa*, einer der ältesten jüdischen Gemeinden Mitteleuropas, eine der gelehrtesten und somit anerkannt wichtigsten Gemeinden überhaupt in Aschkenas. Ihre kaum zu überschätzende einstige Bedeutung bleibt heute noch sichtbar an Synagoge und Tauchbad in der Wormser „Judengasse“. Die tausendjährige Kontinuität dieses Lebens macht vor allem der „Heilige Sand“, der Friedhof, noch lesbar, nicht zuletzt mit den zahlreichen Stelen, die den Namen der weitverzweigten Familien Gernsheim bewahren.

Nun soll damit nicht gesagt sein, der Künstler Friedrich Gernsheim sei ein tora- und traditions-treuer, ein fromm jüdisch lebender Mensch gewesen – wir wissen darüber so gut wie nichts – viel eher ließe sich seine feste und ruhige Verwurzelung in einem „alten Stamm“, wie man früher sagte, betonen – Festigkeit, Gelassenheit, Selbstvertrauen. Und ein zwiefältiges Heimatgefühl dazu. Gewiss, ein subjektives Urteil bleibt es wenn man meint, diese doppelt heimatlich-rheinische Verwurzelung seinen vier Sinfonien ablauschen und an seinem Leben ablesen zu können, wie es sein einziger, später Biograph Karl Holl 1928 nachgezeichnet hat. Denn es ist ja nicht allein die Verwurzelung in der alten Gemeinde, in der sich der Familienname Gernsheim bis ins frühe 17. Jh., wenn nicht noch weiter zurück verfolgen lässt, sondern es ist auch das mit beiden Beinen im-Leben-Stehen des Rheinessen, des Rheinländers, wie er gern geschildert wird. Das Rheinland ist, wie Holl sagt, ein Landstrich, „dessen Bevölkerung in ihrem Wesen die Lebhaftigkeit

und Unmittelbarkeit des deutschen Südens mit der bändigenden Form westlich-französischer Gesellschaftskultur zu einer Art sozialen, fröhlichen Heidentums jenseits katholischer Inbrunst und protestantischer Vernunft vereint.“ Gern trifft Holl solche Urteile zu Gernsheims „Wesen“; hier mag es, weil hübsch gesagt, angehen. Wenn der Biograph aber auf Gernsheims Judentum zu sprechen kommt, wird er schnell widersprüchlich. Einmal bietet er den Gefühlsüberschwang Gernsheims, ein andermal gerade dessen Rationalität als jüdisch typisch an.

Zurück darum zum Individuum Friedrich G., dem wohlbehüteten einzigen Kind – dessen Vater als eher anspruchslos, jovial freundlich und bescheiden charakterisiert wird. Und die Mutter? „Klug, energisch, lebensfroh“, wird sie dem Sohn bis in ihr Todesjahr, 1889, fünfzig Jahre hindurch ein „behagliches Zusammenleben“ (so Johannes Brahms) bereiten und ihn, und nach 1877 auch seine junge Familie, begleiten.

Was lässt das Kind zum Musiker werden? Der Hörnerklang der Postillione, die durch das Mainzer Tor, unweit des Hauses der Gernsheim, ein und ausfahren, das klingende Spiel der Militärmusiken, die das Kind hinter den Gardinen nachsingt, nachpfeift, nachspielt, und in allem die fördernde Mutter – eine kleine Geschichte von Ursprung und Anfängen, wie man sie etwa auch vom kleinen Giacomo Meyerbeer erinnert (der gleich mit den Spielgefährten ein „Orchester“ bildet), überhaupt von zahllosen Komponisten kennt. Hier bildet sich in der Stille das Wunderkind heran, vor allem der Klaviervirtuose, als der Gernsheim zunächst auftrat und der er lange auch blieb.

Vor den Wirren von Revolution und Reaktion zieht es die Gernsheims 1849 vorübergehend aus Worms nach Mainz und weiter nach Frankfurt am Main, wo die geordnete musikalische Ausbildung auf hohem Niveau beginnt, die ihre Vollendung in Leipzig und Paris erfahren wird. Nie hat Friedrich Gernsheim eine Schule besucht. Seine allgemeine Bildung lag allein in den Händen der Mutter und privater Lehrer. Sie scheint nicht einseitig ausgefallen zu sein. Bildung, das heißt hier vor allem Selbstdisziplin, Humanität, Vernunft, Toleranz, Liberalität und ästhetische Sensibilität; Bildung ist ein allumfassendes Ideal, in das nun endlich das deutsche Judentum mit der Emanzipation eintreten kann. Die bildungsbürgerliche Strenge wird aber für

Gernsheim ergänzt und austariert durch die glücklichen Jahre in der „Hauptstadt des 19. Jh.“, in der sich Freundschaften und Einflüsse ausbilden, die Gernsheim, bei aller später wachsenden Nähe und Neigung zu Brahms, unverwechselbar formen werden.

Die Mutter reist mit dem konzertierenden Sohn, auch vom Vater begleitet, der jedoch der ärztlichen Praxis wegen immer wieder nach Worms zurückkehrt. Für die Klugheit der Eltern spricht, dass sie die Wunderkind-Falle erkennen und das virtuos konzertierende, dirigierende und komponierende Kind mit 13 Jahren, als jüngsten Studierenden in das neue Leipziger Konservatorium Mendelssohnscher und Schumannscher Gründung und Prägung geben. Dort sind Ignaz Moscheles, Ferdinand David u. a. Größen seine Lehrer; der junge Johannes Brahms tritt erstmals in Gernsheims musikalisches Lernen und Leben. Und als Förderer und Freund Brahms', der dessen „Deutsches Requiem“ erstmals vollständig am 10. November 1870 in Köln aufführen wird, aber auch als von Brahms beeinflusst und von ihm „Überschatteter“ wird Gernsheim später erinnert werden.

Vom 13. bis zum 15. Lebensjahr die Ausbildung in Leipzig, mit 16 Jahren konzertierend unterwegs nach Paris, wo er bis zum 21. Lebensjahr Vervollkommnung und Prägung, „la bénédiction de Paris“, erfährt, d. h. Camille Saint-Saens, Hector Berlioz, Edouard Lalo, Anton Rubinstein und viele andere, auch zahlreiche deutsche Künstler und Lehrer kennen lernt. Und den alten Gioacchino Rossini, von dem er sich gern einschärfen lässt: „l'essentiel dans la musique, c'est la mélodie“. Auch Richard Wagner tritt hier auf, und der langjährige Freund, Wagners großer Dirigent Hermann Levi, tutti quanti, worauf der Nichtmusiker neidisch werden möchte, liest er von all den Namen und Ereignissen, wie dem „Tannhäuser“-Skandal, der Gernsheim wenn auch nur vorübergehend in persönlichen Kontakt mit Wagner brachte.

Dann aber „von der Lichtstadt in das kohlenbe-staubte Industrienest“ – mit 22 Jahren wird er Musikdirektor (Chorleiter) in Saarbrücken. 1865 geht er nach Köln, wo er neun Jahre neben Ferdinand Hiller wirkt, in der Nähe von Woldemar Bargiel, dem fast gleichaltrigen Max Bruch, von Clara Schumann.

Schließlich für 16 Jahre Rotterdam – eine besonders arbeits- und ertragreiche Zeit, in der er die

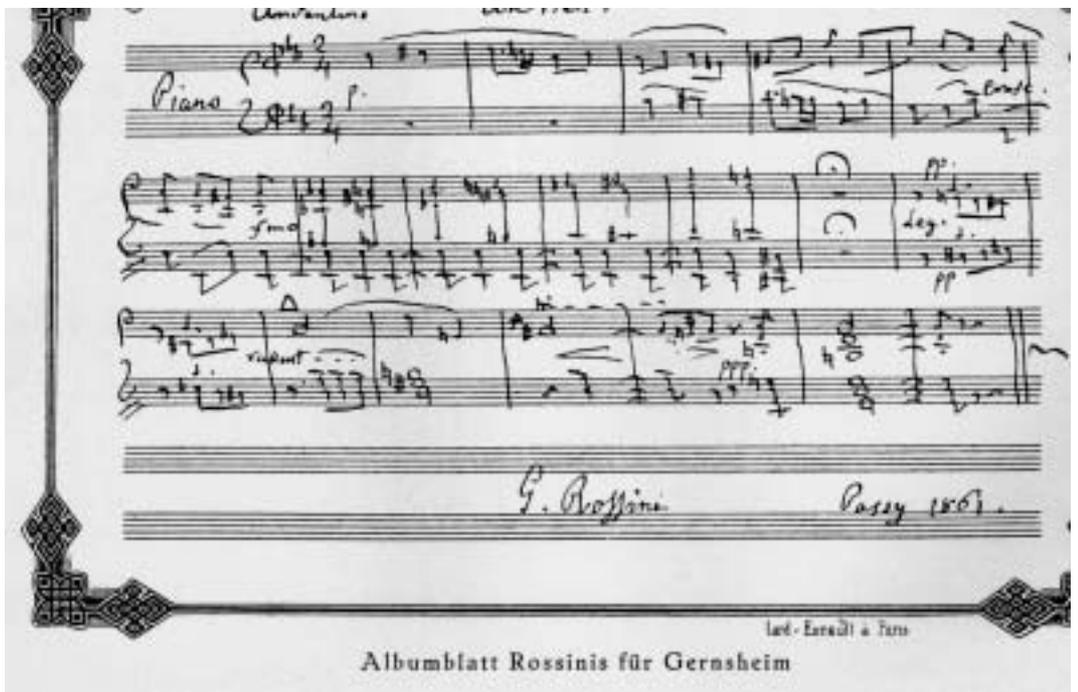
Oper, die deutschsprachige Oper der Niederlande, und die Konzerte der „Eruditio musica“ mit schönem Erfolg leitet und drei der vier Sinfonien komponiert.

1884 bewirbt er sich erneut in Köln, scheitert aber, da die Berufungsfrage von einigen Leuten „zu einer Frage des Glaubensbekenntnisses degradiert“ worden sei; und dies ist das einzige Mal, dass Holl auf ein Hemmnis, das potentielle Hemmnis der beachtlich gradlinigen Karriere Gernsheims anspielt. 1890 erst verlässt Gernsheim Rotterdam und nimmt in Berlin am Stern'schen Konservatorium und Gesangsverein eine zunächst wachsende Zahl von Ämtern und Funktionen auf sich, bis er sich allmählich zurückzieht und nur noch eine Meisterklasse leitet – dementsprechend zahlreich sind die Aufführungen, seine Dirigate und Ehrungen vielerorts. In seinen Berliner letzten 25 Lebensjahren schuf Gernsheim an die 35 Kompositionen, von denen Holl nicht wenige als reife Werke, ja Meisterwerke bezeichnet und denen er, ihres teils „versonnenen“ teils etwas konstruierten Charakters ungeachtet, die Veröffentlichung und Aufführung wünscht.

Im Oktober 1915 streckt ihn ein Schicksalsschlag, der tödliche Autounfall der Tochter Marie 1915, nieder. Friedrich Gernsheim stirbt im September 1916 und wird auf dem Friedhof Berlin-Weißensee begraben. Seine Frau Helene geb. Herrnsheim verstarb 1927, ihre jüngere Tochter, Clara Pick-Gernsheim, wurde Schauspielerin und lebte in Tel-Aviv bis in ihr hohes Alter.

Skizzieren wir einen knappen Vergleich mit den Lebenswegen bekannterer jüdischer Komponisten, mit Giacomo Meyerbeer, auch mit Felix Mendelssohn-Bartholdy – der zweiten und der dritten Generation der Emanzipationsepoche. Mendelssohn stirbt bereits 1847, 30 Jahre älter als Gernsheim, Meyerbeer 1864, um 45 Jahre älter. Vieles haben sie gemeinsam, so ihre frühe und kräftig-strenge elterliche Förderung, so ihre selbstverständliche Internationalität, ihr stets europäisches Lernen und Wirken, wenn auch Gernsheim sesshafter, begrenzter lebte und wirkte. Wiewohl auch Gernsheim aus einer mütterlicherseits nicht gerade armen Familie stammte, so gehörten doch Meyerbeer und Mendelssohn ganz eminent wohlhabenden, sozial besonders hochstehenden Familien an. Was sie aber stärker voneinander unterscheidet, ist dies: Jakob Mey-





er Beer hat künstlerisch begabte Geschwister, den jüngeren Bruder, den Dichter Michael Beer (gest. 1833); Felix hat musische Geschwister, vor allem die ältere hochbegabte, ihm musikalisch nicht nachstehende Schwester Fanny verh. Hensel

(1805–1847). Beide Komponisten haben große Familien, die in einer der Musik ergebenden hauptstädtischen Gesellschaft leben und die Künste auch selber fördern können. Sie konzertieren von Kindheit an privat und familiär, ohne zu Wunderkindern zu werden, wie auch mit Gästen und in der größeren Berliner Öffentlichkeit, wengleich Berlin ihnen bald zu eng wird und sie es fliehen.

Friedrich Gernsheim hingegen bleibt ohne Geschwister, oft mit der Mutter und mit deren Bruder, dem ertaubten F. Kaula, allein; es fehlt dem Kind an Gleichaltrigen, er entbehrt eine so aufgefächerte wie vertraute fördernd-kritische Umgebung. Auch heiratet er erst im Alter von 38 Jahren. So bleibt er dem Elternhaus und dessen Idealen stärker verhaftet, genügsam ihnen für lange Zeit folgend, verantwortungsvoll gegenüber den gesitteten Werten und Bildungsinhalten der Eltern, an die er sich streng gehalten zu haben scheint: Maß und Zucht, Bescheidenheit und guter Geschmack. Die Feinheit der Zeichnung der musikalischen Idee und ein hehres Pathos sollen sich die Waage halten. Grenzen zu erproben und zu überschreiten war seine Sache nicht; allmähliche Evolution, nicht Revolution seine Devise, ein zunehmend verfeinertes Sowohl als Auch.

In Paris wird er kurzzeitig politisch im ‚Nationalverein‘ der deutschen Kolonie, erglüht für Richard Wagner, doch weder die Politik noch Wagners Musik lassen ihn seinen Weg merklich ändern. Weit eher passt zu ihm, dass er Johannes Brahms, dem so viel herberen Norddeutschen, anhängt, dass er seit 1860 mit Max Bruch eng befreundet ist, und dass selbst der große Wagner-Dirigent Hermann Levi, mit dem er sich in Paris anfreundet, ihn nicht zu Wagner und dessen neuer Welt hinüberziehen kann. So setzt sich Gustav Mahler in Hamburg wohl für Friedrich Gernsheims Sinfonien ein, der aber dirigiert keine Sinfonie von Gustav Mahler.

Ein Künstlerleben, stetig und zugleich rastlos, bedächtig im eigenen Schaffen, durchaus auch die

Zeitgenossen und nicht allein die seines eigenen künstlerischen Glaubensbekenntnisses fördernd und vermittelnd, dabei auf Bewahrung und unspektakuläre Fortführung klassischer und romantischer Tradition ausgerichtet.

Seine ca. 90 Opuszahlen bezeichnen ein reich gegliedertes, in Teilen genuin bedeutendes, besonders kammermusikalisch neu zu hebendes Werk, das gut ein Viertel seines Komponierens ausmacht – Klavier-, Violin- und Cellosonaten, Trios, fünf Streichquartette, zwei Streichquintette. Seine Chormusik erscheint ausladend üppig, sei es a cappella oder orchestral unterlegt, und man meint ihr keine Zukunft voraussagen zu können. Eher den vier Sinfonien mit imponierend klangsatten und melodiefrohen Ecksätzen, den elfenbeschwingt oder auch derb trollend dahinjagenden Scherzi, ihren in den Durchführungen problematischen langsamen Sätzen. Dazu jene größere sinfonische Dichtung „Zu einem Drama“, an die 40 Lieder (mit spät, 1914, vertonten Liebesgedichten von Ricarda Huch, op. 88); nicht zu zählen die salon- und hausmusikalischen Klavierstücke, virtuose Werke für Orgel und pariserisch inspirierte, empfindsame Kirchenmusik. Kein Oratorium und keine Oper; die Chorwerke für Männer-, Frauen- und gemischten Chor dafür mit umso weiter ausholender und weltdurchschweifender Thematik, dem Zeitgeist und den von ihm gebotenen Vorlagen an esoterisch-exotischer Neugier entsprechend.

Der erfolgreiche Leiter von Chören, zunächst Männer- und Frauenchören, zieht schließlich aber den gemischten Chor mit seinen reicheren Möglichkeiten vor. Zahllose Werke kommen zur Aufführung, Opern, Oratorien (u.a Bach und Händel, Mendelssohns „Elias“ und „Paulus“, Max Bruchs „Odysseus“). Gernsheim dirigiert auch Wagners Ouvertüren und Vorspiele, den „Tannhäuser“ – stets der Werktreue sich verpflichtet wissend und unermüdlich auch persönlich für seine Musiker engagiert. Wie es ihm eine Empfehlung Hans von

- Gernsheims Chorwerke:
- Plan zu einer Schiller-Oper
- ‚Demetrius‘
- Salamis. Siegesgesang
- Hymne an Phöbus Apollon
- Römische Leichenfeier,
- Agrippina
- Der Zaubermantel
- Das Grab im Busento
- Der Nornen Wiegenlied
- Odins Meeresritt
- Der Nibelungen Überfahrt
- Gedichte des Hafis, des Dichters
- Preislied nach Worten der Hl. Schrift
- Salve Regine, Ave Maria, Te Deum
- Schiller, Nänie

Bülows für Berlin 1890 bestätigt: „Feinheit und Tüchtigkeit beim Einstudieren, die gründliche Kenntnis der menschlichen Stimmen, die ästhetische Korrektheit in der Klavierbegleitung bei den Proben, die Pietät gegen die aufzuführenden Werke, die gesellschaftliche Geschmeidigkeit, welche es verstand, eine feste Disziplin bei rücksichtsvoller Freundlichkeit gegen den Einzelnen in der Gesamtheit aufrecht zu erhalten ...“

Qualitäten, dazu angetan, dieses Bild des so ausgezeichneten Chor- und Orchesterleiters auch auf den Komponisten zu übertragen. Dem aber hat man auch akademische Glätte und Kühle nachgesagt, handwerkliche Solidität einerseits, Prunk ohne tieferen Glanz andererseits. Bislang nur mit einer Sparte seines Schaffens vertraut, Gernsheims Sinfonien, vermag ich jene „akademischen“ Eigenschaften darin kaum zu hören. Vielleicht werden sie von heute neu bemerkten Qualitäten überstrahlt, von einer lebensfroher Energie, von feinerem und auch breitspurig altmeisterlichem Humor, von einem erträglichen „rheinischen“ Pathos.

Man nimmt manche Einflüsse und Ausstrahlungen wahr, wie anders auch, hört Brahms (die erste Sinfonie ist vor der ersten von Brahms entstanden), Schumann, meint aber auch ein wenig Berlioz, diesen und jenen großen Meister mitwirken zu hören; ob Beethoven, Schubert oder Mendelssohn anklängen, stets sind diese Anklänge mit eigenen Elementen in Aufbau, Melodik, Rhythmik verschmolzen, so dass ein wenn nicht alles überformend und durchdringend markant eigener, so ein eher verhalten eigener, lebensfroh lyrisch bis sentimentaler, stets melodienfroher, auch sanft elegischer Charakter wahrnehmbar wird.

Dem Amateur steht es nicht gut an, sich in Subjektivismen zu ergehen – wie: Gernsheim ist weicher, kantabler als Brahms; Holl würde vielleicht sagen: „femininer“, bis Gernsheim später, dank Brahms' Einfluss, „männlich konstruktiver“ und herber wird. Was besonders die späten kammermusikalischen und konzertanten Werken in der Prägnanz ihres Ausdrucks und der energischen Durchführung zu Meisterwerken werden lässt.

Bei aller Kritik liefert Holl doch ein aufrichtiges Plädoyer für nicht wenige Schöpfungen Gernsheims, das heute gehört zu werden verdient. Und auch ohne dieses Eintreten von 1928 sind die Anzeichen der Wiederbelebung der Kammermusik

Gernsheims ermutigend. Wir haben es heute, nach der großen Stilkrise jener Tage weit leichter, dem Spätromantiker jener „lost generation“ zwischen Brahms und den „Neudeutschen“, zwischen Wagner und Schönberg, eine tätige Korrektur seiner Rezeption im 20. Jh. zu gönnen hin zu einem erwartungsvoll wohlgesonnenen, nicht nur antiquarischen Interesse. Ob er sich einen Platz erobern kann, wird dieses Musikfest, werden weitere Aufführungen und Einspielungen seiner Kammermusik und des Cellokonzerts op. 78, des zweiten Violinkonzerts op. 86, zeigen. So sollte es auch der Stadt Landau, dem Land Rheinland-Pfalz und den Freunden und Kollegen des Initiators gelingen, Gernsheims Werk so vorzustellen, dass das Publikum beurteilen kann, ob er neue Aufmerksamkeit verdient.

Schließlich sind die Feindseligkeiten um das ‚genuin Deutsche‘ in der Musik hoffentlich für immer ausgestanden, sind die ‚Neudeutschen‘ Geschichte, wie Wagners Ängste ob des Verlustes der Tonalität, wie die Werke Arnold Schönbergs Geschichte geworden, von der Zeit eingeholt, aufgenommen sind und „überholt“. Sie nahmen ihren Beginn schon und noch zu Gernsheims Lebzeiten: er hat sie nicht an sich herankommen lassen, sie nicht wie auch immer verarbeitet, darin vielleicht dem noch konservativeren Max Bruch ähnlich. Gewiss ist, 90 Jahre später, unsre Welt eine sehr andere, aber sie bietet gerade deswegen auch Raum für Meister vom Range eines Friedrich Gernsheim. Man wird seine Werke nicht bejubeln, aber sie hoffentlich nicht wieder verdammten, wie es vor 70 Jahren geschah, so dass Verdammnis und Vergessen, gefördert durch die Stilkrise seiner Zeit, bis heute nachwirken. So erscheinen Gernsheim und seine Generation als die „lost generation“, als Spätromantiker, die auch als Spätgeborene sich dessen bewusst waren, nicht kongenial zwischen Größeren zu stehen.

Gernsheims Kunst ist vielseitig und wird aus vielen Quellen gespeist. So würde man gern mehr über die Polaritäten dieses nicht allein deutsch-jüdischen, sondern in gewissem Sinn auch deutsch-französischen Lebens im Zeitalter des entfesselten Nationalismus in Erfahrung bringen und dies mit dem Schaffen anderer Künstler vergleichen wie etwa dem zwischen Deutschland und Frankreich zerrissenen, auch mit Gernsheim bekannten Theodore Gouvy. (Hätte sich nicht seit einiger Zeit das Orchestre Philharmonique de la Lorraine der Werke

des kaum über Mendelssohn hinausgekommenen Deutsch-Franzosen Gouvy angenommen, wer konnte noch diesen Namen?)

Eher aber lassen sich zwei andere Aspekte ansprechen, um das lebensgeschichtlich Besondere und das vielleicht treffend Charakteristische deutsch-jüdische dieses Komponisten etwas markanter hervortreten zu lassen: Die Goethe-Verehrung des Komponisten und seine Meidung Richard Wagners.

Die auffällig intensive, tiefe und ernste Verehrung J.W. v. Goethes darf geradezu als ein Charakteristikum des gebildeten deutschen Judentums in allen seinen religiösen und nichtreligiösen Richtungen angesehen werden. Nicht überraschend also, wenn Gernsheim dies so ausdrückte: „Goethe war meine Sonne, um die alles kreiste“. Ein Bekenntnis, das den Schlüssel liefert zu einem weiteren Grundelement seines Lebens und Schaffens: der Universalität, seines Strebens nach universeller Sprache – dies in doppeltem Sinne.

Goethe wurde den deutschen Juden eine alles erleuchtende Sonne, bis hin zum Ersatz für die eigene Lehre und Tradition, ersetzte für Viele die Tora, die am Sinai offenbarte Lehre und ihre Entfaltungen, das einst auf dem Lebenspfad leuchtende Licht. Goethes Religion und die „Religion Goethe“ war ihnen eine weder christliche noch jüdische Weltfrömmigkeit – und so erlaubte sie gerade Juden einen Religion und Konfession hoch und weit überspannenden, wenn auch meist nicht von der Gegenseite beantworteten, Brückenschlag. In Goethe mochten alle Bürger einander frei begegnen im Lichte seiner Humanität. Auch Goethes Vorstellungen von Weltliteratur könnten hier eine Rolle spielen. Gernsheims Themen und Anlässe für seine auf unterschiedlichsten Vorlagen beruhenden Chorwerke bezeugen ein Streben nach Umfassenheit der kulturellen Begegnung – von den von ihm selbst für Festkantaten zusammengestellten Worten der Heiligen Schrift bis zu Texten des persischen Hafis oder eben auch Felix Dahns. Freude an der Entdeckung anderer (mythischer) Welten und Epochen (wenn auch der französische Einfluss und das Interesse an Frankreichs Kultur allmählich zu schwinden scheint) – weniger ihre eklektische Verarbeitung als ein aus der provinziellen Verwurzelung entspringendes Hinaus in die befreiende Weite vor allem – der deutschen Kultur.

Man bemerkt bald, dass hier jedwede jüdische Vorlage und Thematik fehlt.

Auch hierin unterscheidet sich Gernsheim kaum von den bekannteren Vorgängern Meyerbeer einerseits und Mendelssohn, dem protestantischen Christen, andererseits. Kompositionen zu jüdischen Anlässen oder jüdischen Themen sind so gut wie nicht existent. Beide, vor allem natürlich Mendelssohn, haben eher ökumenisch christlich, sowohl protestantische als katholische Kirchenmusik komponiert, als dass sie synagogale Anlässe wahrgenommen oder eine nicht biblische jüdische Thematik aufgenommen hätten. Wir stellen dies heute mit einer gewissen Verwunderung fest und spüren daran auch, wie wenig tief unser Verständnis von jenem Jahrhundert jüdischen Aufbruchs und Ausbruchs wirklich reicht. Immerhin haben einige wenige Juden im frühen und mittleren 19. Jh. dieses Fehlen nicht nur bemerkt, sondern auch eindrücklich beklagt.

Gernsheim verwirklicht seinen sich bescheidenen Universalismus nicht nur in der Sprache der Musik selbst, sondern stützt sich immer wieder auch auf das gesungene Wort – und streift dabei auch einige wenige Male Wagner, so mit der Chorkomposition ‚Der Zaubermantel‘ zur König Artus-Sage.

Warum aber kam es nicht zu einer größeren Nähe zum Schaffen Richard Wagners, warum mied Gernsheim dessen Ausstrahlung? Man ist versucht, Wagners Attacken gegen Meyerbeer, auf das „Judentum in der Musik“, als einen Grund dessen anzufüh-



ren oder nicht nur an den Glanz, sondern auch an das Elend des ihm nahestehenden jüdischen Wagner-Dirigenten Hermann Levi zu erinnern.

Von den zahlreichen möglichen Gründen sei hier nur einer zu belegen versucht:

Endlich gelöst aus jahrhundertealten Zwängen und Beschränkungen lässt Musik Juden eine neue Sprache erfahren und sprechen, die zugleich rational ist und zweckfrei, frei von Botschaften, denn ohne eine andere Sendung als sie selbst es ist. Musik vermag Identitäten zu schaffen, verbindet über Sprachen und andere Grenzen hinweg. Sie ist offen der Auslegung, sie ist Interpretation und Deutung zugänglich, ja sie verlangt danach. Sie nimmt metaphorisch in Besitz und interagiert metaphorisch mit den anderen Künsten.

Dies alles macht sie für Juden seit dem späten 18. Jh. zunehmend wertvoll und wichtig, und auch Gernsheim lässt uns dies optimistisch gestimmte unermüdliche Streben nach jener Universalität, in seiner volkstümlich- und pathetisch-rheinisch-süd-deutschen Einfärbung spüren; sehr „deutsch“ und altmeisterlich deutsch dazu, wenig „französisch“. Die ‚Deutschheit‘ Wagners bleibt ihm aber fremd, obwohl doch gerade der jene metaphorische Inbesitznahme und Interaktion mit anderen Künsten sehr weit, bis an ihre Grenzen, geführt hat.

Doch Wagner, so ist auch gesagt worden, hat mit seinem Gesamtkunstwerk einen geschlossenen, abgeschlossenen ‚Text‘ vorgelegt. Dies aber, sein Beharren auf Totalität, Endgültigkeit (und die damit einhergehende Angst vor dem Verlust der Tonalität), dies konnten weder ein Bewahrer und Vermittler wie Gernsheim, noch der Wagner fortführende Erneuerer Arnold Schönberg hinnehmen – wenn auch aus völlig unterschiedlichen Beweggründen. So ließe sich sagen, dass das Beharren auf abschließender Endgültigkeit und die Beendigung des Fragens nicht jüdisch seien, dem Geist der Geschichte des Volkes widersprechend, das gelernt hatte auch an Gott Fragen zu stellen und das so oft vieles, wenn nicht alles in Frage stellen musste, um leben zu können. Fragen ist universelles Ziel, nicht zu erreichendes und nicht endendes. Das könnte es gewesen sein, was Richard Wagner von Seiten der Juden fürchtete. Gernsheim hingegen fürchtete Abschließung und Geschlossenheit, Rückfall in den Bann und sei es der künstlerischer Abhängigkeit.

Goethe – seine Sonne, um die alles kreist. Am Tage. Und des Nachts? Nächtlich blickt er zu seinen

Sternen auf – und tut es mit Mirjam, der biblischen Prophetin, der Schwester des Aaron und des Moses. Im 2. Satz seiner farbenreichen 3. Sinfonie (auch „Mirjam-Sinfonie“ genannt und der Programmmusik nahe: „Knechtschaft, Flucht, Freiheit“) blickt Mirjam, am Ufer des Nils stehend, hinauf und, so Gernsheim: „vertraut ihren Schmerz, aber auch ihr Hoffen den Sternen an.“

Mit Mirjam, der biblischen Sängerin der Freiheit, hat Gernsheim die kongeniale, die ideale Schwester gefunden, die Musikerin, wie sie das Buch Exodus (15,20f.) zeichnet, sozusagen Komponistin der Befreiung ihres einst und seines einst so unterdrückten Volkes. Sie wird ihm zum Leitstern seiner eigenen Freiheit.

Leitstern für Gernsheims persönliche Freiheit und nicht nur der von ‚1793‘, die der Großvater bekräftigt und ihm weitergab. So sagt er es selbst: „Es war während meiner Studienzeit am Leipziger Konservatorium – ich mochte etwa vierzehn Jahre alt gewesen sein, als ich zum erstenmal Händels gewaltigstes Oratorium „Israel in Ägypten“ hörte. Noch kann ich mich genau des Eindruckes erinnern, den ich damals empfang. Von Nummer zu Nummer ward ich immer mehr in den Bann dieser großartigen Tonschöpfung gezogen, und als das letzte Rezitativ erklang: ‚und Mirjam, die Prophetin, die Schwester Aarons, nahm eine Cymbel in ihre Hand‘ und ein mächtiger Sopran den Hymnus in C Dur ohne jede harmonische Unterlage frei in die Lüfte anstimmte, auf den sich der herrliche Schlusschor aufbaut, da stand die Gestalt der Mirjam vor mir, so deutlich wie einer der Engel von Melozzo da Forli in der Sakristei der Peterskirche in Rom. Und die Gestalt verließ mich nicht mehr. Jahrzehnte hindurch sah ich sie neben mir mit der Cymbel in der Hand und hörte den Siegesgesang, der ihrem Munde entquoll, als ihr Volk aus der Knechtschaft erlöst war.“

*Gekürzte Fassung eines Vortrags auf dem Musikfest Landau „Friedrich Gernsheim zum Gedenken“ im Rahmen des Kultursommers Rheinland-Pfalz vom 2. bis 14. Oktober 2003. Dank der Initiative des Cellisten Prof. Alexander Hülshoff, Folkwang Musikhochschule Essen-Duisburg, widmete sich die Stadt Landau der „Wiederentdeckung einer musikalischen Freundschaft“ mit der Aufführung zahlreicher Werke von Friedrich Gernsheim und Johannes Brahms.*

Siehe Ruth Katz, *Why Music? Jews and the Commitment to Modernity*, in Sh. Volkov (Hg.), *Deutsche Juden und die Moderne*, München 1994, S. 31–38

## Ausflug in das jüdische Internet II

Es gibt im Internet viel Wertloses und unnütz zeitraubende Angebote, darum sei auf einige informative Internetseiten, die jüdische Themen beinhalten, wieder hingewiesen.

Die Subskription eines so informativen wie aktuellen Newsletters kann nur empfohlen werden: auf der Seite [www.compass-infodienst.de](http://www.compass-infodienst.de) erhält man die Möglichkeit, via E-Mail über christlich-jüdische/deutsch-israelische „Tagesthemen im Web“ auf dem Laufenden gehalten zu werden. Dies umfasst Tagesnachrichten wie auch Rezensionen neu erschienener Bücher und aktuelle Fernsehtipps.

Digitalisierte deutschsprachige Exilpresse der nationalsozialistischen Zeit stellt die Deutsche Bibliothek Leipzig zur Verfügung (<http://deposit.ddb.de/online/exil/exil.htm>). Hierunter finden sich unter anderem ‚Die Jüdische Revue‘ und ‚Der Orient‘, diese unter der Beteiligung von Arnold Zweig.

Die Fernstudieneinheit der Universität Salzburg „Österreichische Exil-Literatur seit 1933“ unter der Adresse <http://www.literaturepochen.at/exil> ist sehr zu empfehlen und frei verfügbar. Unter der Rubrik „Museum“ etwa befindet sich ein Kapitel „Exilierte jiddische Dichter aus Wien“ und unter „Überblicke“ die Vorlesung „Palästina/Israel – ein „Exilland“?“. Auch kann nach einzelnen Stichwörtern und Porträts von SchriftstellerInnen recherchiert werden. Ergänzt werden die Texte durch Bilder und Tondokumente, in der Mediathek kommt zum Beispiel Ruth Klüger über die Stadt zu Wort.

Artikel der zwischen 1901 und 1906 erschienen amerikanischen Jewish Encyclopedia, die viele deutsche Mitarbeiter hatte, können auf der Seite <http://www.jewishencyclopedia.com> abgerufen werden. Die Originalseiten des zwölfbändigen papierenen Nachschlagewerks sind digitalisiert verfügbar.

Eine Plattform zur Erforschung jüdischer Sprachen ist die englischsprachige Seite [www.jewish-languages.com](http://www.jewish-languages.com). Einerseits finden sich hier allgemeine Informationen und weiterführende Literaturangaben zu den verschiedenen Sprachen wie Hebräisch, Jiddisch und auch „Jewish English“. Andererseits werden Wissenschaftler, die sich mit ihnen befassen, wie Joshua A. Fishman und D. Grossman aufgelistet und ihre Forschungsfelder skizziert.

Die Seite [www.iuedisches-recht.de](http://www.iuedisches-recht.de), an der Uni-

versität Frankfurt angesiedelt, wurde „nicht nur für Studenten und Juristen konzipiert, sondern wendet sich an alle, die sich für die Grundlagen unserer Kultur interessieren“. Das Rechtsverständnis von Bibel und Talmud wird in dargelegt, außerdem israelisches und jüdisches Recht behandelt. Man kann in einem virtuellen Lexikon nachschlagen.

Im Nationalsozialismus zerstörte Architektur wird in einem Projekt der TU Darmstadt virtuell „wiederhergestellt“. Auf der Seite [www.cad.architektur.tu-darmstadt.de/synagogen](http://www.cad.architektur.tu-darmstadt.de/synagogen) sind elf Synagogen zu sehen, werden ihre Geschichte und bauliche Details erläutert. Die dazugehörige Seite [www.synagogen.info](http://www.synagogen.info) stellt Grundinformationen zu 2200 deutschen und österreichischen Synagogen bereit. Es wird weiterhin aufgefordert, Material beizutragen.

Eine Übersicht der Gedenkstätten des nationalsozialistischen Terrors bietet die Adresse [www.nsgedenkstaetten.de](http://www.nsgedenkstaetten.de). Nach Bundesländern geordnet, wird hier auf Einrichtungen verwiesen und ihre Arbeit kurz porträtiert.

Die MitarbeiterInnen des amerikanischen Projekts Jewish Heritage in Central and Eastern Europe ([www.centropa.org](http://www.centropa.org)) mit Sitz in Wien dokumentieren und erforschen jüdische Geschichte und Gegenwart Zentral- und Osteuropas mittels Bildern und ‚oral history‘, Erzählungen und Zeugenaussagen. Die Besucher der Seite können vor allem unter zwei Gesichtspunkten Informationen zum jüdischen Erbe suchen: Orte und Familien. Buchvorstellungen, Reisetipps und Kochrezepte hält die Seite ebenfalls bereit.

Sind Sie aber auf der Suche nach Literatur über jüdisches Leben in Nordrhein-Westfalen, sei an dieser Stelle noch einmal auf die Web-Datenbank des Steinheim-Instituts ([www.steinheim-institut.de](http://www.steinheim-institut.de)) hingewiesen. Sie enthält zur Zeit rund 3500 Titel. Den Bibliothekskatalog des Steinheim-Instituts können Sie dort ebenfalls online durchsuchen.



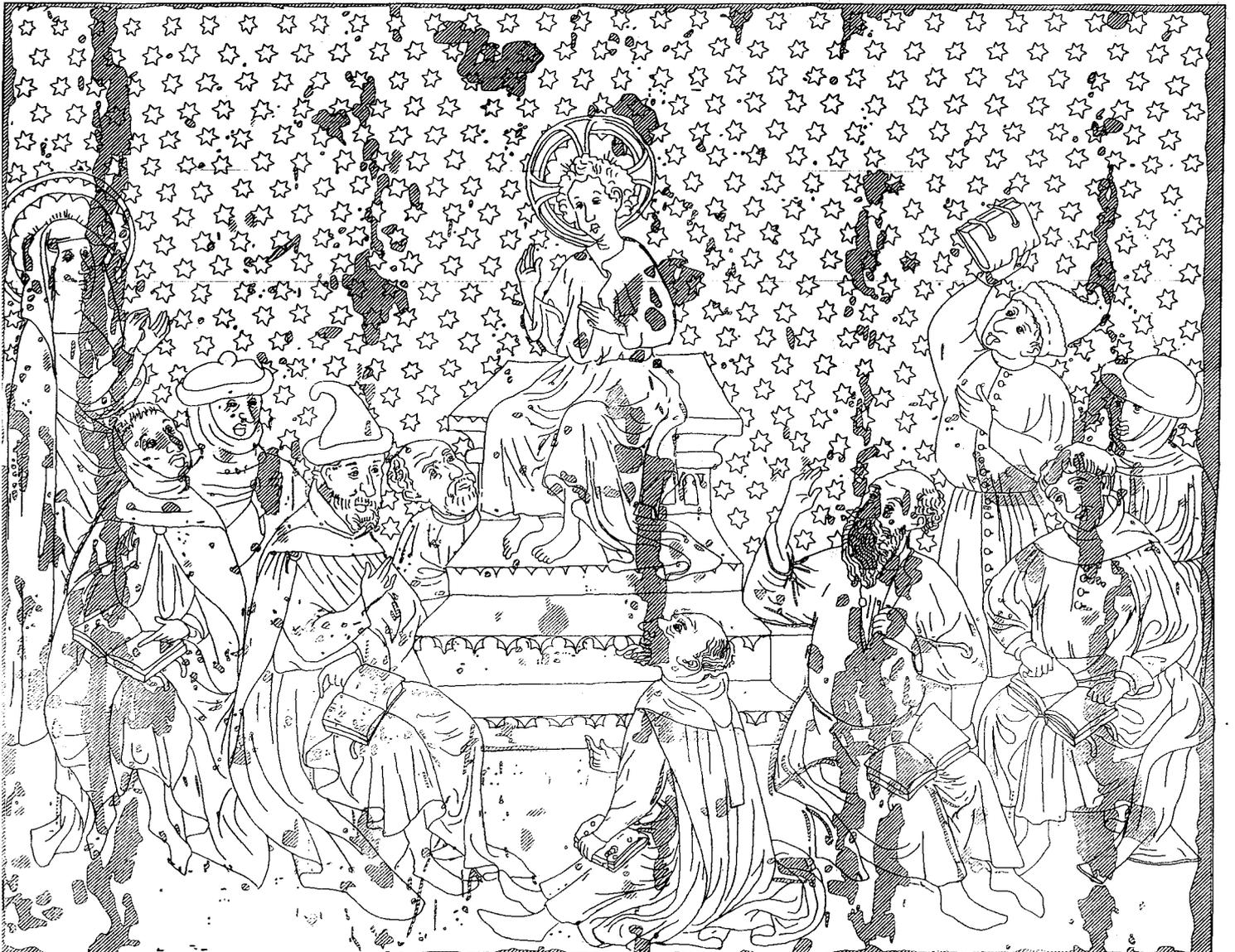
Virtuelle Rekonstruktion der Dortmunder Synagoge Hiltropwall (1900–1938) auf den Webseiten der Technischen Universität Darmstadt.

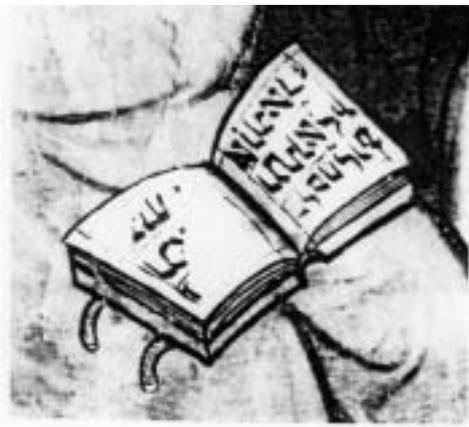
## Franziskanische Kunst polemisiert hebräisch

Das Niedersächsische Landesmuseum Hannover bewahrt einen der größten Flügelaltäre des Mittelalters, den größten gemalten Altar Norddeutschlands. Der „Barfüßer-Altar“ von 1424 ist 8 m breit und über 3 m hoch und stammt aus der ehemaligen Franziskaner-Kirche in Göttingen – ein Spitzenwerk des spätmittelalterlichen Kunst des sogenannten „weichen“ oder „internationalen“ Stils. Seit 1999 wird der Barfüßer-Altar vor den Augen der Besucher unter der Ltd. Restauratorin der Nieder-

sächsischen Landesgalerie, Babette Hartwig, umfassend restauriert. Wir bemühen uns um die Identifizierung der bisher nicht gelesenen hebräischen Inschriften dieses Altars.

Das Altarretabel zeigt vor allem an seiner Außen- oder Werktagsseite komplexes theologisches Programm. Es ist u. a. auch ein Marien-Altar mit uns vertrauter und auch wenig vertrauter, ja seltener Marien-Thematik, wie zum Beispiel Maria mit dem Sarg Jesu; ein Pestbild mit Maria als Fürspre-





Dtn 13,2

cherin. Kurz, das Leben Mariae und Szenen aus dem Leben ihres Sohnes, einschließlich der Passion. Ferner die zwölf Apostel und manche Heilige wie auch die Wappen der Stifterfamilien.

Und zu allem zahlreiche lateinische Inschriften, die längst diskutiert und veröffentlicht sind.

Nicht so die vier hebräischen Inschriften, die sich auf den Büchern der Lehrer, der „Schriftgelehrten und Pharisäer“ finden, welche die neutestamentliche Szene „Der zwölfjährige Jesus im Tempel“ beleben. Dieses Bild findet sich auf der „Werktagsseite“ des Altars, wenn dessen Außen- und Innenflügel geschlossen sind. Maria blickt vom Bildrand auf ihren Sohn, der auf einem mehrstufigen Podest thronend mit der erhobenen Rechten lehrt. Um ihn herum stehend und sitzend sieben zum Teil als Juden gekennzeichnete Personen, geschlossene Bücher in der Hand schwingend oder sie offen auf den Knien haltend. Bisher galt die Meinung, die hebräischen Schriftzeichen darin seien nichts als Galimathias, beliebig hingemalt, zwar einzeln klar erkennbar aber ohne Bedeutung, wie das im Spätmittelalter nicht selten auch der Fall in der christlichen Ikonographie sein dürfte. Möglicherweise haben aber frühere Restaurierungen dazu beigetragen, dass die vier offenliegend lesbaren Texte kaum mehr zu entziffern sind und darum als sinnlos gelten. Warum aber sollte ein großer Altar mit eigenwilligen Bildumsetzungen christlicher Spiritualität und Marienfrömmigkeit, mit zahlreichen lateinischen Inschriften, die alle ihren Sinn im Ganzen haben, gerade bei den hebräischen Lettern Sinnlosigkeit erzeugen und somit versagen, wenn es um den Erweis der christlichen Wahrheit, verkörpert im buchlos frei lehrenden Jesus, gegenüber den buchbewehrten „verstockten“ Juden geht?

Wenn im Lukasevangelium 2,41–50 vom Staunen und der Bewunderung für den klugen Knaben, „mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte“, die Rede ist, so wird hier das Gegenteil verbildlicht: Heftiges Gestikulieren der Lehrer, einer von ihnen streckt Jesus die Zunge heraus, und die Hände drohen und verweisen auf die Schrift, aus der einer eine Seite herausreißt. Keine freundliche Szenerie, die der christliche Künstler hier zu entwerfen hatte. Und die zweifelsfreie Identifizierung eines der hebräischen Texte, die uns kürzlich gelungen ist, charakterisiert die polemische Lage in jener den Juden zunehmend feindlich gesonnenen Zeit.

Vom Betrachter aus gesehen rechts hält ein Schwarzbärtiger das Buch frei auf dem Schoß, seine Rechte erhoben und als wolle seine Linke sein Gewand einreißen. Das Buch, dessen rechte Seite leider die Inschrift zum Teil verloren hat, bringt einen in der Polemik zwischen Judentum und Christentum wichtigen Vers aus dem 5. Buch Mose, dem Deuteronomium, Kap. 13, einen Teil von Vers 2: [ki jakum bekirkkha nawi' o] cholem chalom venatan elekha ot o [mofet....], d.h. [Wenn aufsteht in deiner Mitte ein Prophet oder] der Träumer eines Traums und gibt dir ein Zeichen oder [ein Wunder...]. Ein zweites der Bücher bietet Dtn 13,10c. Und es genügt, den Kontext, also Dtn 13, 1–12, zu lesen, um sich der Situation klar zu werden: All dasjenige, was ich euch gebiete, sollt ihr beobachten zu tun; tue nichts hinzu und nimm nichts davon. Wenn auftritt in deiner Mitte ein Prophet oder einer, der Träume hat, und gibt dir ein Zeichen oder Merkmal, und es trifft das Zeichen und das Merkmal ein, das er dir angesagt, indem er sprach: Wir wollen fremden Göttern nachgehen und, die du nicht kennst, und ihnen dienen; so gib nicht Gehör den Worten dieses Propheten oder desjenigen, der Träume hat; denn der Ewige, euer Gott, will euch versuchen, um zu erfahren, ob ihr den Ewigen, euren Gott. Liebe..... Aber jener Prophet oder jener, der Träume hat, soll getötet werden; denn Abfall hat er geredet gegen den Ewigen, euren Gott ...“ So nach der Übersetzung des J. H. Hertz-Pentateuch, der in seiner Anmerkung darauf verweist, dass christliche Theologen oft die Verse 1–6 auf den Stifter ihrer Religion bezogen hätten. Hier sehen wir einen eindrucklich bildlichen Beleg dessen.

Mit den Details der vier offenen Bücher möchten wir Sprachkundige anregen, sich mit uns an der weiteren Entzifferung und Identifizierung der hebräischen Texte, wahrscheinlich sämtlich dem Dtn entnommen, zu versuchen. Nicht nur die Restauratorinnen des Niedersächsischen Landesmuseums Hannover werden es danken.

Dtn 13,10



Bildnachweis: Niedersächsisches Landesmuseum Hannover

Siehe auch Heinz Schreckenberg, Die Juden in der Kunst Europas, Ein historischer Bildatlas, Göttingen und Freiburg i. Br. 1996, VII.1. Der zwölfjährige Jesus unter den jüdischen Lehrern, S. 205–219, zahlreiche Abb.

*mb/red*

# Reisebücher

**E**in Besucher kann unter den achtzehntausend Büchern in der Bibliothek des Steinheim-Instituts viele bedeutende, für die Forscher unabhömmliche Werke finden; er kann Literatur für seine eigenen Arbeiten zusammenstellen. Er kann aber auch in den Regalen stöbern und zufällig W.H. Barletts *Walks about the city and environs of Jerusalem* aus dem Jahre 1844, H.B. Whitaker Churton *Thoughts on the land of the morning: a record of two visits to Palestine* aus dem Jahr 1842, Félix Bovet *Voyage en Terre-Sainte* aus dem Jahr 1861 oder den Baedeker vom Beginn des 20. Jhs. in die Hand nehmen.

Zuerst wird unser Besucher seine Aufmerksamkeit den kostbaren Einbänden schenken, den in Leder geprägten Goldbuchstaben, danach wird er sich den kunstvollen Illustrationen widmen, den Kupferstichen und Radierungen, die alten Ansichten mit den heutigen vergleichen. Und dann, wenn die kostbaren Bücher ihn in den Bann gezogen haben, wird er sie auch lesen wollen. Aber wie viel Sinn hat es die alten Reisebücher zu studieren? Interessiert uns heute wirklich, wie die Straßen verliefen, welche Währung gültig war? Wir könnten die Bücher zurück ins Regal stellen, wenn sie nur solche zur der Zeit nützlichen Informationen beinhalten würden. Es sind aber nicht einfach Reiseführer, vielmehr Reiseberichte, essayistische Betrachtungen eines fremden Landes, die auf der Folie der eigenen kulturellen Prägung entstanden sind. Es waren Künstler, Kaufleute, Wissenschaftler und Abenteurer, die

sie schrieben. Sie stellten eigene authentische Erfahrungen dar, mischten politische, aufklärerische und gesellschaftskritische Überlegungen dazu, zeigten und zeichneten ihre Wahrnehmungen.

Auch wenn viele dieser Reiseberichte keinen hohen ästhetischen Wert haben, sind sie dennoch, indem sie uns die einzigartige Begebenheiten und Menschen näher bringen, wichtige Begleiter der offiziellen Geschichtsschreibung. Lesen wir heute einen 150 Jahre alten Bericht über eine Reise nach Palästina, können wir uns vergnügen, bezaubern lassen, aber auch eigene Wahrnehmungsmuster, alte und neue Klischees und Vorurteile erkennen, fremde und eigene. Beata Mache

**D**er Weg fing jetzt an, beschwerlicher zu werden, die Berge kahler, und endlich war kein Baum, kein Grashalm sichtbar. Wir wußten uns Jerusalem nahe, und die Unruhe, es zu erblicken, ließ den Weg noch länger und beschwerlicher erscheinen. Ich spornte mein Pferd einen Bergrücken hinan, da erhob sich wieder ein zweiter, ebenso traurig und kahl. Und so einigemal.

Auf einer Bergebene begegnete uns ein mohammedanisch gekleideter alter Mann, er ging hinter einem Esel her, auf dem ein junges Weib in blauem weiten Gewände ritt; sie verhüllte ihr Angesicht, als wir näherkamen. Der Alte sprach den arabischen Gruß:



„Marhaba.“

Mussa war einige hundert Schritte vorangesprengt, und die Rechte ausstreckend, rief er mir zurückgewendet zu:

„El Kuds!“; so heißt Jerusalem arabisch. Ich setzte mein Pferd in raschen Gang und sah vor mir – Jerusalem. Eine Sehnsucht meines Lebens ist erfüllt, Jerusalem zu sehen. Sieh meinen Siegelring, er zeigt dir nebst dem Schilde Davids den Spruch, mit dem wir die Pessachfeier betend schließen: ‚Leschana habaa bi-Jeruschalaim.‘

Der Himmel war grau gewölkt, und die Stadt selbst mit ihren Kuppeln und Minaretten, Häusern und Ruinen, umgeben von einer hohen, phantastisch gezackten Mauer, lag in einem matten Bleiglanze. Sie selbst schien mir ein altersgrauer Pilgrim, der hierherkam und hinsank, um zu sterben und vom Schmerz versteint worden ist, wie jene Mutter, nachdem ihr der Zorn des Gottes die Kinder getötet hatte. Dies also ist die Stadt des Helden, des Dichters, des Königs. Dies ist die Tempelstadt des weisen, des Menschen und Geister beherrschenden Salomo. Von hier leuchtete eine Zentralsonne der Geister: der Glaube an nur einen, ungeteilten Gott der Welt über die ganze Erde hin und machte diese kleine Stadt zur Weltstadt, zu der man, wenn man sie erreichen will, nach den Worten der Schrift „hinaufziehen“ muß. Sie zog die Geister hinauf, wie die Sonne die Milliarden Taupfropfen, in denen sie sich in allen Farbenbrechun-

gen spiegelt. Ich hörte meine Reisegefährten hinter mir herkommen, die von den Pferden gestiegen waren, um die Stadt zu Fuß pilgernd zu betreten und gab, um von ihnen in meinen Gedanken nicht gestört zu werden, dem Pferde die Sporen.

[...]

Der erste Gang in Jerusalem führte mich durch enge, meist abwärts führende, ungepflasterte Gassen, die, je mehr sie sich vom Bazar entfernen, immer einsamer und stiller werden. Zwischen hohen und steinernen Häusern mit kleinen verschlossenen Türen, mit engen Holzgittern in den glaslosen Fensterräumen, dann unter Wölbungen hin, über Schutthaufen, da und dort über Äser von Katzen, Hunden und sogar über eine den Querraum einer Gasse völlig versperrende Kamelleiche, fühlte ich mich in den lebhaftesten und schmerzlichsten Widerspruch mit all den Gefühlen und Gedanken versetzt, welche ein Pilger in die Heilige Stadt mitbringt. Selten nur begegnete ich einem Reiter, einer verummten – nicht verschleierten – Frau, einem weiß beturbanten Moslem, einem schwarzen Sklaven, oder polnisch gekleideten Juden. Man schreiet – und der Gedanke liegt in der von der Pest oft heimgesuchten Stadt nicht fern – wie durch eine Stadt, in der sie eben gewütet und einen großen Teil der Bevölkerung hingerafft hat. Vom Himmel herab zittert ein weißblaues heißes Glutmeer, und immer wieder sagt sich der Wanderer wie erstaunt: du bist in Jerusalem!

Auszug aus: Frankl, Ludwig  
August: Nach Jerusalem. Ein  
Reisebericht aus der Mitte des  
Neunzehnten Jahrhunderts.  
Berlin: Schocken Verlag, 1935



Wir wünschen allen unseren  
Leserinnen und Lesern fröhliche,  
erholsame Festzeiten und  
ein glückliches und gesundes  
neues Jahr 2004.

## Buchlese

### Die Einsamkeit des Kommentators.

Der Bibelwissenschaftler Benno Jacob (1862 Breslau – 1945 London), Rabbiner in Göttingen und Dortmund, wird seit einigen Jahren (wieder-)entdeckt. Seine beiden großen Kommentare zu Genesis und Exodus sind im Calwer Verlag erschienen:

Das Buch Genesis, hrsg. in Zusammenarbeit mit dem Leo Baeck Institut, Stuttgart 2000 (Erstausgabe: Das erste Buch der Tora: Genesis, Berlin (Schocken) 1934, repr. New York 1974)

Das Buch Exodus, hrsg. im Auftrag des Leo Baeck Instituts von Shlomo Mayer unter Mitwirkung von Joachim Hahn und Almuth Jürgensen, Stuttgart 1997 (davor nur in englischer Übersetzung: The Second Book of the Bible: Exodus, New York 1992).

Der hier besprochene Band mit deutschen und englischen Aufsätzen zu Leben und Werk Benno Jacobs entstand aus zwei Konferenzen. Die Beiträge beleuchten verschiedene Seiten von Jacob und lassen skizzenhafte Bilder dieser „ungewöhnlichen Persönlichkeit“ entstehen, die sich nicht zu einem Gesamtbild fügen. Sie überschneiden sich durchaus, doch nicht selten reiben sie sich auch und hinterlassen einen etwas dissonanten Eindruck. Als sei Benno Jacob schwer auf einen Nenner zu bringen.

Dabei taucht eine Reihe von Stichwörtern immer wieder auf. Wichtigstes Anliegen wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Bibel war für Jacob die Exegese – sie „hat das erste Wort“. Ihr machte er Philologie und „allgemeine Wissenschaften“ wie Archäologie dienstbar, doch sein eigentliches Ziel war die theologische Durchdringung des Textes (einen Blick auf die einzelnen Schritte von Jacobs Exegese wirft *Almuth Jürgensen*). Viel dreht sich um Jacobs Opposition zur „Kritik“, der historisch-kritischen Methode, die sich eng mit den Bemühungen der protestantischen Theologie verband, jüdische Tradition als minderwertig zu denunzieren. Dagegen zog Jacob mit wissenschaftlichen Beweisen und mit keineswegs nur unterschwelliger Polemik zu Felde. Die scharfe Kritik an der „quellenkritischen Zersplitterung“ hielt ihn jedoch nicht davon ab, bibelkritische Elemente in seine Arbeit aufzunehmen, wie *Shimon Gesundheit* zeigt. Nur hat „die Kritik“

eben der Exegese zu dienen. *Maren Ruth Niehoff* charakterisiert Jacobs Kommentar als einen rationalen, apologetischen Kommentar, der tief in jüdischen Exegesetraditionen verwurzelt ist. Letzteres wird besonders von *Jaakov Elman* ausgeführt, für den Jacob missverstanden wäre, würde man seine Apologetik und seine Kritik an der Quellenscheidung als die primären Impulse seines Werks sehen. Die Flamme, die Jacobs schöpferischen Motor antreibt, heißt nicht Abwehr von Antisemitismus oder Flucht vor „den ideologischen Voraussetzungen seiner Zeit“ hin zum Text (diese Vermutung wagt *Geundheit*). Was ihn zuallererst treibt, ist der Bibeltext selbst, seine Bedeutungsfülle, seine „omnisigni-



Die Exegese hat das erste Wort.  
Beiträge zu Leben und Werk Benno  
Jacobs, hrsg. von Walter Jacob und  
Almuth Jürgensen, Calwer Verlag  
Stuttgart 2002. ISBN 3-7668-3745-1

ficance“, also der klassische rabbinische Zugang zur Schrift, bereichert um die Früchte der Philologie des 19. Jahrhunderts. Den genuinen Kontext seines Schaffens sieht Elman also nicht in der Auseinandersetzung mit tauben protestantischen Theologen, sondern in seinem Textverständnis von „omnisignificance“, das Jacob in die Nähe orthodoxer Kommentatoren des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wie Jakob Hirsch Meklenburg, Meyer Löbusch Malbim oder David Zwi Hoffmann stellt. Für *Herbert Marks* sind Jacobs kraftvolle, oft scharfe Polemiken gegen die historisch-kritische Methode nur die „öffentlichen Türhüter“ vor dem „Spiegelkabinett seines Kommentars“. Hat man sie überwunden, eröffnet sich der Kommentar als „Gefüge von Variationen, teils kontrapunktisch, teils ornamental“. Nicht „Zwietracht und Polemik“, sondern eine „eher provisorische, nicht endende Bewegung“ ist das Wesen auch des Kommentars von Jacob, und Vielstimmigkeit ist für diese Bewegung essentiell.

Was so gut wie alle Beiträge zur Sprache bringen, ist Benno Jacobs Einsamkeit, sein Alleinsten-



Benno Jacob

hen, die mangelnde öffentliche Anerkennung und institutionelle Unterstützung (hierzu besonders *Walter Jacob*, der dies sowohl auf der biographischen Ebene wie auf der Ebene der wissenschaftlichen Rezeption eindrücklich als eine Art ‚Leitmotiv‘ beschreibt). Heute ist Jacob „quite fashionable“ geworden (Jürgensen), doch lange führten seine Kommentare ein Außenseiterdasein. Das lässt sich nicht allein zeitgeschichtlich, sondern aus dem Charakter des Werkes selbst erklären. Zwischen allen Stühlen zu sitzen ist einer Rezeption wenig förderlich. Den einen galt Jacob als konservativer Bibelausleger, den anderen als liberaler Rabbiner. Jacob war ein Kämpfer, war ein Gelehrter, und vor allem war er Nonkonformist. Die Kehrseite des Alleinstehens ist der ganz eigenständige Beitrag. Eine Reminiszenz von *W. Gunther Plaut* illustriert, dass unabhängige Ansichten anziehend sind. Nicht zuletzt die unabhängigen Interpretationen machen die Ausstrahlung von Jacobs Kommentaren aus. Und so wecken die versammelten Kommentare zum Kommentar und zum Kommentator auch den Wunsch, sie beiseite zu legen und sich die Texte Jacobs selbst vorzunehmen und in den nie versiegenden Strom der Auslegung einzutauchen.

*Christiane E. Müller*

### Zwang und Selbstbild

Aus Schachteln mit Passfotos von Zwangsarbeiter/innen einer Berliner Metall- und Elektrofirma („Graetz“-Radio) zwischen 1940/42, lassen Hrsg. und Mitforschende Leben und Schicksal von mehr als 500 Menschen in Bild und Wort wiedererstehen



Jüdische Zwangsarbeiter bei Ehrich & Graetz, Berlin-Treptow. Hrsg. von Aubrey Pomerance. (Zeitzeugnisse aus dem Jüdischen Museum Berlin bei Dumont). Kart., 270 S. ISBN 3-8321-7839-2. Köln 2003 Euro 16,90

– auch dank einiger anderer Dokumente und Erinnerungen, sei es für Ermordete sei es von Überlebenden. Die Ausweisfotos wurden nach der „Fabrik-Aktion“ vom 27.2.1943 aufbewahrt und gelangten in private Hände.

Zusammen mit den Bildern dieser Frauen und Männer werden ihnen ihre Namen, ihr Lebensalter und die Orte ihrer Herkunft, ihrer Wohnung und

ihres Todes zurückgegeben. Der Tod ist meist zu verzeichnen als: „[Geburtsdatum und Ort] – [Datum] unbekannt, Auschwitz“ und „[soundsovielter] Transport [Datum].“

Würde können die geretteten Bilder nicht nehmen, im Gegenteil – diese („unter Wahrung ihrer historischen Authentizität“ bearbeiteten) Dokumente machen das Geheimnis der je einzigartigen Persönlichkeit als ein unberührbar bleibendes sichtbar und erzeugen im Blick darauf Unantastbarkeit – zu spät für das Leben jener Menschen, immer rechtzeitig für die, die sie betrachten. Eines nicht fernen Tages wird eine Ikonografie der deutschen und der mitteleuropäischen Juden und Jüdinnen entstehen, die sich aus solchen, teils persönlich selbstbestimmten teils amtlich erzwungenen, Ablichtungen konfigurieren wird.

Im nun schon konventionell wirkenden museal-modischen Design sorgfältig gedruckt, wirkt das kleinformatige Buch ein wenig „overstyled“. In nobler Intention aber ist es eine Verbildlichung für das Gedenken, die der vielfachen Meditation des „Anderen“, des Angesichts, dient. *mb*

### Gedichte und nun auch Prosa

Dan Pagis (1930 – 1986) zählt zu den bedeutendsten hebräischen Dichtern des 20. Jh. Er wird eine unverwechselbar eigene Stimme unter den israelischen Lyrikern bleiben – in vollendet schlichtem Hebräisch, in minimalistischer Sprache, nüchtern und meditativ zugleich Absurdem zur Wirklichkeit verhelfend, von sanfter (Selbst-)Ironie, die sich aber in den erstmals übersetzten nachgelassenen Prosa-



Pagis, Dan: An beiden Ufern der Zeit. Ausgewählte Gedichte und Prosa, hebräisch-deutsch. Aus dem Hebräischen und mit einem Nachwort versehen von Anke Birkenhauer. Straelen: Straelener Manuskripte Verlag 2003, 128 Seiten, 26.00 EUR. ISBN 3-89107-050-0

stücken „Mein Vater“ auch zur autobiographischen Bitterkeit der Überlebenden verdichtet. Die Auswahl, die auch die Gedichte im Original bietet, umgreift ein breites Spektrum von Pagis’ Schaffen. Insgesamt sind die Übersetzungen gelungener als die von Tuvia Rübner veröffentlichten (Erdichteter

Mensch, Frankfurt a.M. 1993). Das Buch ist außergewöhnlich schön gestaltet (Klaus Detjen). Somit rundum empfehlenswert.

### Umsetzungen alter Dichtung in neuer Literatur

Acht reich instrumentierte germanistisch-judaistische Studien einer höchst selten aufgeworfenen, originellen Thematik: Jüdische Liturgie und Dichtung, wie sie auf vielfache Weise zitiert, aufgenommen,



Daniel Hoffmann: „Im neuen Einband Gott gereicht“. Liturgische Poesie in der deutsch-jüdischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Berlin: Jüdische Verlagsanstalt 2002, 237 Seiten, 19,90 EUR. ISBN 3-934658-31-8.

men, verarbeitet oder verwandelt erscheint im Werk von Else Lasker-Schüler, Joseph Roth, Franz Werfel, Theodor Lessing, Alfred Döblin und Karl Wolfskehl.

### Hiob in der jüdischen Literaturgeschichte

In sechs Kapiteln stellt die Literaturwissenschaftlerin und Judaistin die Figur „Hiob“ in der Bibel selbst und ihrer antiker Rezeption und Fortschreibung dar, über die frühjüdische bis in die talmu-



Gabrielle Oberhänsli-Widmer: Hiob in jüdischer Antike und Moderne. Die Wirkungsgeschichte Hiobs in der jüdischen Literatur. Neukirchen-Vlyn: Neukirchener Verlag 2003, 356 Seiten. ISBN 3-7887-1945-1

disch-midrassische Tradentenliteratur, mit zahlreichen Textauszügen. Und setzt dann erneut im 20. Jh. ein. Denn Hiob war sehr lange „kein Platz in der jüdischen Literatur zugewiesen“. Erst die Neuzeit bringt eine grundsätzlich neue Leseweise. Die Autorin bietet viele Zeugen dessen auf und behandelt ausführlicher Rachel Bluwstein, J.L.Peretz, Joseph Roth. Das 5. Kapitel ist „Hiob als Deutefigur

der Schoa“ gewidmet, von Margarete Susman bis zur jüdischen „Holocaust-Theologie“ ausgreifend. Der Überblick zur Moderne endet mit Jossel Birstein und mit Chanoch Levins großartigem Theaterstück „Die Leiden des Hiob“ von 1981. Das informative, gut geschriebene Buch dürfte auch für Lehrende der Sekundarstufe II anregend sein, wenn es um das Deutungspotential einer biblischen Gestalt geht.

### Friedhof Weidegasse

Soeben erschienen, bietet der stattliche Band die Inschriften des ab dem späten 17. Jh. epigraphisch fassbaren Trierer Friedhofs, auf dem bis in die 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts bestattet wurde – fast 450 Male und Bruchstücke sind es, die hebräisch, zweisprachig, und in Übersetzungen sorgfältig erschlossen und damit auch ‚virtuell‘ erhalten werden. Nicht alle Grabmale sind auch abgebildet,



Annette Haller: Der Jüdische Friedhof an der Weidegasse in Trier und die mittelalterlichen jüdischen Grabsteine im Rheinischen Landesmuseum Trier. Herausgegeben im Auftrag der Trierer Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit von Gunther Franz. 384 S. Paulinus Verlag Trier 2003. ISBN 3-7902-1311-X. Euro 24

doch ist die Auswahl repräsentativ zu nennen. Der Anhang zeigt 12 zweitverwendete Fragmente, einige ins 13. und 14. Jh. zu datieren, meist jedoch nicht befriedigend datierbar. Viele der Fotografien hat unser früherer Mitarbeiter Andreas Hemstege angefertigt. Wenn die Steine und Inschriften hier auch unkommentiert geblieben sind, so können doch nunmehr einige der älteren und bedeutendsten jüdischen Gemeinden der ehemaligen Rheinprovinz als epigraphisch erschlossen gelten – mit „Bonn“ (1998) und „Krefeld“ (2003) steht nun auch „Trier“ für den tiefer schürfenden Vergleich der jeweiligen örtlichen und regionalen Eigenheiten und der religions- und kulturgeschichtlichen Haltungen und Wandlungen, wie sie sich in den Inschriften beredt spiegeln, zur Verfügung.

Der Arzt Dr. Ferdinand Bökmann (1894–1939) rettete Josef Neuberger nach dem Novemberpogrom 1938 das Leben.



### Lassalleaner, nicht Marxist

„Ein Leben für eine menschliche Justiz“, der Titel lässt die Brüche nicht erahnen, die die Biographie Josef Neuberger, Justizminister in Nordrhein-



Bernd Schmalhausen: Josef Neuberger (1902–1977). Ein Leben für eine menschliche Justiz (= Juristische Zeitgeschichte. Abteilung 4, Bd. 6). Baden-Baden: Nomos 2002. 141 Seiten. ISBN 3-7890-8034-9. 28,00 EUR

Westfalen 1966–1972, begleiten.

Eine deutsch-jüdischen Familie mit ostjüdischen Wurzeln (die Eltern stammten aus Krakau), die Kinder 1902 in Antwerpen geboren, aber wie die Eltern mit österreichischem Pass, in den ersten Kriegstagen 1914 von Belgien als „feindliche Ausländer“ nach Deutschland abgeschoben: nicht viel hatte die Familie Neuberger besessen, das meiste davon auch noch zurücklassen müssen – schlechte Voraussetzungen für den Neubeginn in Düsseldorf.

Trotz bescheidener materieller Verhältnisse konnte Josef das Gymnasium besuchen, studieren, zweifach promovieren. Nachdem er einen Film über Ferdinand Lassalle gesehen hatte, trat er schon mit 18 der SPD bei – Ausgangspunkt seines lebenslangen politischen Engagements. Früh stand sein Berufswunsch fest: Rechtsanwalt. Der dazu erforderliche Referendardienst jedoch setzte die deutsche Staatsangehörigkeit voraus, die er nur mit Mühe erlangte. Auch nach der Intervention seines Schwagers, des bekannten Düsseldorfer Bildhauers Leopold Fleischhacker,\* dauerte es noch zwei Jahre, bis er seine Einbürgerungsurkunde ausgehändigt bekam. Schließlich konnte er 1932 seine Kanzlei eröffnen, wurde schnell zum „Hausanwalt“ der Düsseldorfer SPD.

Im Februar 1933 vertrat er erfolgreich die ehemaligen sozialdemokratischen Regierungsmitglieder Otto Braun und Carl Severing, nachdem die NSDAP sie wegen angeblicher Unterschlagung denunziert hatte, übernahm mehrfach Mandate für aus politischen Gründen Inhaftierte, was keineswegs ungefährlich für ihn selbst war. Doch gerade ein halbes Jahr nach seiner Zulassung wurde ihm diese seitens des Unrechtsregimes wieder entzogen.

ebenso seine Staatsangehörigkeit. Mehrerer Eingaben, um dem Verlust seiner beruflichen Existenz entgegenzuwirken, blieben ohne Erfolg – die ihm nun feindlich gegenüberstehende Justiz hatte sich umstandslos mit den neuen Machthabern arrangiert. Bescheidene Einkünfte in den nun folgenden Jahren der Verfolgung blieben, indem er in „Auswanderungsangelegenheiten“ half. Die damit verbundene Reisetätigkeit nutzte er für längst illegale politische Kontakte, schmuggelte für die SPD Propagandamaterial.

Dem NS-Regime konnte er nur knapp entkommen, mit Hilfe des nichtjüdischen Arztes Dr. Ferdinand Bökmann. In der Reichspogromnacht hatte die Gestapo den bekannten Sozialdemokraten und engagierten Rechtsanwalt Josef Neuberger halb totgeschlagen. Während die meisten wegsahen oder bei den Untaten mitmachten, die Hausärztin sich weigerte, zu kommen, bewies Bökmann Zivilcourage. „In der Nacht, als vor aller Augen jüdische Bürger Düsseldorfs mißhandelt und ermordet wurden, hatte er sich mit seinem Auto aufgemacht, um jüdischen Familien seine Hilfe anzubieten“, ein Verhalten, das Neuberger Ehefrau Ilse später „wie ein Wunder vorkam“. Der Chirurg nahm den lebensgefährlich Verletzten in die Golzheimer Klinik auf, und wehrte in den folgenden Tagen die Versuche der Gestapo ab, Neuberger in „Schutzhaft“ zu nehmen, indem er ihn für nicht transportfähig erklärte. Nur mit Geschick und Glück konnten sich die Neuberger dann über Holland nach Palästina retten.

Obwohl Neuberger Schlimmes selbst erlebt, nächste Angehörige im Holocaust verloren hatte, kehrte er dennoch zurück – gegen den Widerstand seiner Familie. Als Rechtsanwalt trat er in Entschädigungsverfahren auf, war Nebenklägervertreter für Opfer der Schoa. 1959 wurde er zum Landtagsabgeordneten gewählt, 1966 berief ihn Heinz Kühn zum Justizminister. Seine Fachkunde, aber auch seine humanistische Gesinnung nutzte er für eine ambitionierte Reform des Strafvollzugs, vor allem im Sinne der Resozialisierung.

Das Buch zeichnet das Bild einer kraftvollen, zugleich milden, keineswegs nachtragenden und jederzeit engagierten Persönlichkeit. Vieles hat der Autor, Bernd Schmalhausen, nicht nur aus Originaldokumenten, sondern auch aus persönlichen Gesprächen mit der Familie, Weggefährten und Mitarbeitern Neuberger geschöpft – eine wirkliche Stärke des Bandes.

\* Das Fleischhacker-Archiv befindet sich teilweise im Steinheim-Institut

# Mitteilungen

Am Dienstag, 13. Januar 2004, 18 Uhr, stellt das Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte im Jüdischen Museum Berlin, Lindenstraße, zusammen mit den Verlegern, K. G. Saur München, und G. Olms Hildesheim, zwei thematisch verwandte Neuerscheinungen Presse und Öffentlichkeit vor: Ergebnis eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts zur Geschichte der Institution „Rabbinat“ und seiner Vertreter, der Rabbiner im deutschsprachigen Raum einschließlich der böhmischen und großpolnischen Länder.

Für die Emanzipationsepoche von 1781 – 1871 konnten fast 2000 Rabbiner verzeichnet werden. (Siehe als Beispiel hier unsere letzte Seite!) Das 1000seitige „**Biographische Handbuch der Rabbiner**“ (K. G. Saur Verlag) von „Aach“ bis „Zuckermann“ wurde von Carsten L. Wilke in einem von Julius Carlebach sel. A. (1922–2001) und seit 1997 von Michael Brocke in Duisburg und jetzt in Düsseldorf geleiteten Projekt erarbeitet. Dessen zweiter Teil nimmt derzeit die Rabbiner des Deutschen Reichs von 1871–1945 auf.

Die Artikel zu den einzelnen Rabbinern sind alphabetisch geordnet und enthalten möglichst vollständige Daten zu ihrer Herkunft, Ausbildung, Laufbahn, Familie und religiösen Position. Die eigene literarische und wissenschaftliche Tätigkeit

der Rabbiner wird in den jeweils verwendeten Sprachen verzeichnet. Erschlossen wird der Zugang zu Dokumenten in Archiven und Handschriftensammlungen sowie epigraphischen und ikonographischen Zeugnissen zu Leben und Wirken der Person.

Die jüdische Literatur-, Religions- und Ideengeschichte ist geprägt von Persönlichkeiten individueller Leitfiguren, die das Religionsgesetz lehren, vorleben und verkörpern. In Abwesenheit kirchlicher Organisationsformen kommt dem Rabbiner in der jüdischen Tradition daher eine besondere Bedeutung zu. Das Biographische Handbuch der Rabbiner ermöglicht erstmals ein Gesamtbild des Berufsstands im deutschsprachigen Judentum der Moderne.

Gleichzeitig stellen wir die in unserer Reihe „Netiva“ – Wege deutsch-jüdischer Geschichte und Kultur bei G. Olms Hildesheim erschienene Studie von Carsten Wilke zum Wandel der Ausbildung von Rabbinern in der Neuzeit, bis zur Entstehung des Rabbinerseminars vor: „Den Talmud und den Kant“ – **Rabbinerausbildung an der Schwelle zur Moderne**“ – auch dieses Buch die Erfüllung eines Desiderats der Forschung und somit klaffende Wissenslücken schließend. Hier wird das Talmudstudium des vormodernen Diasporajudentums als eine kulturelle Schöpfung von beachtlicher Komplexität und historischen Beweglichkeit dargestellt, Ursprünge und Eigenarten altjüdischer Studienrichtungen typologisiert, sowie Analogie und Unterschied zu den christlichen Universitäts- und Seminarmodellen aufgezeigt. Von hier aus führt die ideen- und institutsgeschichtliche Untersuchung über die Modernisierungsbemühungen des rabbinischen Studiums hin zu einem neuen Institutionsgefüge, das vor dem Hintergrund eines völlig gewandelten kulturellen Horizonts von jüdischer Gemeinde und Rabbinerschaft Fuß fassen konnte.

Beide Werke richten sich an alle, die ein tieferes Interesse an der jüdischen und deutsch-jüdischen Kultur-, Bildungs- und Religionsgeschichte Mitteleuropas haben. In Inhalt und Sprache anziehend und in Materialfülle und deren Erschließung umfassend wollen diese Arbeiten zu Standardwerken für diverse Fächer und Disziplinen werden. Zu ihrer Präsentation am 13. Januar 2004 laden wir Sie herzlich ein.

## IMPRESSUM

Unseren herzlichen Dank sprechen wir dem Bundesministerium des Innern aus, das den Druck dieser Ausgabe ermöglicht hat.

**Herausgeber** Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, in Duisburg **ISSN** 1436-1213

**Redaktion** Michael Brocke (V.i.S.d.P.), Harald Lordick  
**Assistenz** Alexandra Bertram **Grafikdesign** kommunikationsdesign thekla halbach und thomas hagenbucher, Düsseldorf **Layout** Harald Lordick

### **Anschrift der Redaktion**

Geibelstraße 41, 47057 Duisburg, Tel: 0203/370071-72; Fax: 0203/373380; **E-Mail** kalonymos@steinheim-institut.de **Internet** www.steinheim-institut.de **Druck** Brendow Printmedien, 47443 Moers **Versand** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos  
**Spendenkonto** 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

Das Steinheim-Institut arbeitet zur Zeit am Ausbau eines weiteren epigraphischen Schwerpunkts: der **Dokumentation kleinerer jüdischer Friedhöfe in Westfalen**. Diese Aufgabe unsrem hohen wissenschaftlichen Anspruch gemäß zu verwirklichen ist insofern aufwendig, als das Land NRW den Kommunen keine Mittel zur Verfügung stellen kann und gerade kleinere Kommunen an der Erarbeitung und Bewahrung ihrer jüdischen Geschichte in erfreulich wachsendem Maß interessiert sind, so dass wir uns gemeinsam mit ihnen auf die Suche nach Sponsoren machen.

Die Dokumentation der 32 Grabmale des Friedhofs im ostwestfälischen **Schlangen**, auf eine Initiative vor Ort zurückgehend, wurde soeben von Verena Bergfeld abgeschlossen. Dieser Landfriedhof, der bis in die Mitte des 19. Jh. zurückreicht, diente auch den Juden umliegender Ortschaften als Begräbnisstätte. Wie oft im ländlichen Raum finden sich auch hier deutsche Inschriften erst in den 70er Jahren des 19. Jh., doch trägt der älteste erhaltene Stein von 1845 auf seiner Rückseite eine lange deutsche Inschrift: Er wurde einem jungen Berliner gesetzt, der bei einem Kuraufenthalt in Lippspringe gestorben war, und kontrastiert so augenfällig die „Modernität“ des Berliner Bürgertums mit den Traditionen der westfälischen Landgemeinde. Die Publikation mit allen Ergebnissen der Dokumentation wird durch die Schlangener örtliche Initiative ermöglicht werden.

Alle 98 bis ins 18. Jh. hinabreichenden Grabmale des jüdischen Friedhofs in **Lage** bei Detmold konnten kürzlich, gefördert durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, durch unseren Projekt Fotografen Dr. Bert Sommer fotografiert werden. Er hat auch den Friedhof und die Grabsteine vermessen, einen exakten Plan erstellt sowie die Namen und Daten verzeichnet. Wir danken der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und erwarten den Auftrag der Gemeinde Lage zur umfassenden wissenschaftlichen Auswertung und zur späteren Veröffentlichung von Edition, Übersetzung und Kommentierung.

In Planung ist die bildliche und textliche Dokumentation des Friedhofs der alten Bergstadt **Rüthen**. Im mittelalterlichen Stadtgraben gelegen und bereits im Jahr 1625 erstmals belegt, kommt diesem Friedhof dank seines Alters besondere Be-

deutung zu. Er zählt heute noch rund 75 Grabsteine, deren älteste bis fast in seine Gründungszeit zurückreichen dürften. Der malerisch gelegene Friedhof und seine Grabmale sollen vermessen und fotografiert, alle Inschriften aufgenommen, übersetzt, kommentiert und in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv biographisch ergänzt werden. Ebenfalls beachtet werden die wenigen erhaltenen Grabmale des Ende des 19. Jh. angelegten, heute auf Rütthener Stadtgebiet liegenden Friedhofs in Oestereiden.

Vor kurzem konnte mit der Dokumentation des Friedhofs in münsterländischen **Ahaus** im Auftrag der Stadt Ahaus begonnen werden. Unschwer erkennt man den eigenen Stil dieser Begräbnisstätte, deren ältester ihrer 58 Grabsteine aus dem Jahr 1844 stammt. Die meist längeren hebräischen Inschriften sind optisch und kalligraphisch gelungen gegliedert, auffallend viele der meist gereimten Eulogien orientieren sich an Akrosticha, die die Namen hervorheben, und eine ganze Anzahl von Inschriften ist mit biblischen Zitaten überschrieben. Die Veröffentlichung der Dokumentation ist durch die Stadt Ahaus für den Herbst 2004 geplant. nh

„Kalonymos“ begrüßt Nathanja Hüttenmeister M.A. als **neue Mitarbeiterin** des Steinheim-Instituts. Sie hat u.a. in Berlin und Jerusalem Judaistik, Islamwissenschaften/Arabistik und Geschichte studiert und hat zuletzt im Projekt „Germania Judaica IV (1520–1650)“ an der Universität Düsseldorf gearbeitet. Frau Hüttenmeister ist besonders epigraphisch interessiert und ausgewiesen; sie wird sich den Bereichen „Memorbuch“ und „Epigraphik“ widmen.

Die *Kölner Bibliothek zur Geschichte des deutschen Judentums e.V.* „Germania Judaica“ führt wieder ihre **Forschungserhebung** der derzeit laufenden wissenschaftlichen Arbeiten zur Geschichte des deutschen Judentums und des Antisemitismus durch. Die Ergebnisse der Umfrage werden 2004 als 19. Auflage der Arbeitsinformationen erscheinen. Die hierfür zu beantwortenden Fragebogen sind erhältlich direkt bei der GJ oder über die Webseiten des Steinheim-Instituts: [www.steinheiminstitut.de/nrw/netzwerk/index.xml](http://www.steinheiminstitut.de/nrw/netzwerk/index.xml). hl

0864 **KALMAN**. - Aus Budyně nad Ohří (Budin) in Westböhmen, ungefähr um die Wende zum 19. Jh. Rb. in Nové Sedliště (Neusedlisch).

**Lit.** Fiedler, *Židovské památky Tachovska*, tsch. S. 33, dt. S. 96.

0865 **KALLMANN, Löw**, gest. 1825 in Kochendorf bei Neckarsulm. - Rb. in Kochendorf; Vater des Max Bär Kallmann.

**Lit.** Zum Sprengel Kochendorf gehörte nach Lebermann, „Landesrabbinat“, S. 190, die ehem. Reichsstadt Bad Wimpfen, nach Sauer, *Württemberg*, S. 133, auch Neckarsulm.

0866 **KALLMANN, Max Bär**, geb. 26. März 1795 in Kochendorf bei Neckarsulm, gest. 1886 in Lehrensteinsfeld. - Sohn des Rb. Löw K. und der Edel Joseph, beschäftigt sich in den ersten drei Jahrzehnten seines Lebens ausschließlich mit rb. Studien. Bis zum Alter von 15 J. lernt er unter Anleitung des Vaters, dann Arbeit als Hauslehrer und weitere Studien insbes. bei Seckel Wormser in Michelstadt und 5 1/2 Jahre lang bei Joseph Maier Schnaittach in Freudental. 27. Okt. 1830 imm. Heidelberg, wo er bis März 1833 studiert. Ordinationen von Sal. Fürst in Heidelberg und Wormser in Michelstadt (23. bzw. 25. Dez. 1832) sowie M. H. Seligsberg in Fellheim (Freitag vor dem Sabbat *Noah* 5593). Besteht am 14.-19. April 1834 die Erste württ. Staatsprüfung als vorletzter von fünf Kandidaten. Juni 1834 Rabbinateverweser in Buttenhausen b. Münsingen, fällt August 1836 bei der Zweiten Staatsprüfung durch und besteht sie erst März 1838 im erneuten Anlauf; wird 24. Mai 1841 definitiv als Bezirksrb. in Buttenhausen angestellt. 7. Dez. 1842 in Bayreuth Heirat mit Jette Hechinger aus einer angesehenen dortigen Familie. Er ist von seiner Gemeinde nicht respektiert; auf seinen Wunsch nach Versetzung wird er am 8. Febr. 1858 zum Bezirksrb. in Lehrensteinsfeld ernannt, wo man ebenfalls mit seinen Leistungen unzufrieden ist. Die Oberkirchenbehörde legt ihm schon 1861 nahe, in den Ruhestand zu treten.

**Dok.** CAHJP Jerusalem D/Ba28/235, Bl. 18, Trauregister Bayreuth.- StA Ludwigsburg E 212/125, vom 11. Aug. 1844 Bewerbung in Lehrensteinsfeld: „Der Gedanke an meine unglückliche Mutter und unversorgte Schwester, war mir bei meinem Studium ein besonderer Antrieb, mit Eifer auch unter den härtesten Kämpfen und Entbehrungen mein Ziel zu verfolgen“. Am 10. Juli 1856 ersucht K. die Oberkirchenbehörde, nicht mehr predigen zu müssen. Dieselbe Akte enthält „Worte zur Einsetzung des Rabb. Kallmann als Rabbiner zu Lehren, den 8. Mai 1858“- Ebd., E 212/135, vom 18. April und 12. Mai 1833, Meldung zur Staatsprüfung mit Unterlagen.- HStA Stuttgart Best. E 201c, Büschel 40 Buttenhausen vom 15. Feb. 1841; Freudental vom 14. Sept. 1857; Lehrensteinsfeld vom 26. Aug. 1844; 25. Jan. 1858 und 11. Feb. 1861, Gutachten der Oberkirchenbehörde über seine schwachen Amtsleistungen. Es sei von Anfang an deutlich gewesen, daß „nun Kallmann allerdings zu den schwächeren im Wissen gehört“ (1841), bzw. er „etwas beschränkten Geistes ist, als Prediger nicht zu fesseln weiß und überhaupt sich nicht gerade leicht in seinem Amte bewegt“ (1858). Erst spät läßt die Oberkirchenbehörde sich erweichen, ihn zu versetzen, bereut aber den Schritt bald. Er sei auf peinliche Weise hilflos, „als Prediger nahezu

Der griechische Name Kalonymos wird im Mittelalter sozusagen eingedeutscht und beleitet von „Kalman“ und ähnlichen, vertraueneren Namensformen.

Die „Letzte Seite“, Kalonymos-Figuren aus Fiktion und Wirklichkeit gewidmet, bringt heute den passenden Auszug aus dem „Biographischen Handbuch der Rabbiner“ (Teil I, 1781–1871), bearbeitet von Carsten Wilke, das soeben im K. G. Saur Verlag, München, veröffentlicht wird – Leben, Erscheinung, Werk und Wirken auf 1952 rabbinischen Persönlichkeiten

völlig unfähig“; die Gemeinde schäme sich für ihn. Er „hat, was seine beschränkten Kräfte vermochten, gewissenhaft geleistet, auch stets einen sittlichen und frommen Wandel geführt, was eben seine dermaligen Amtsuntergebenen abhielt, klagend gegen ihn aufzutreten“ (1861).

**Lit.** Genannt als „D. Hr. Rabb. Kallmann z. Buttenhausen“ unter den Spendern für die Witwe des Rb. Seckel Wormser in Michelstadt; *AZJ* 1848, S. 584.- Tänzer, *Württemberg*, S. 73.- Franke, *Heilbronn*, S. 68, 75.- Sauer, *Württemberg*, S. 56, 120.- *PK Baden-Württemberg*, S. 60 (mit der Behauptung, er habe keine akademische Bildung gehabt), 105.- Wilke, *Den Talmud und den Kant*, S. 420.

0867 **Kalonymos-Kalman b. Jesaja**. - Um 1780 Dajan in Mikulov (Nikolsburg), Mähren, unter Oberrb. Gerson Chajes.

**Publ.** Zwei Approbationen, datiert Mikulov 1780; Löwenstein, *Index*, S. 106f.